



Berlin, den 9. Dezember 1899.

Als ich wiederkam . . .

Sechs Monate und einen halben war ich fort gewesen, verschickt, in die feuchte Kaserne 11 der königlich preussischen Festung Weichselmünde eingesperrt. Die Zeit war mir recht lang geworden. Und als ich nun, zu Fuß, um mich des Abendlebens zu freuen, vom Bahnhof Friedrichstraße kam, da blickte ich neugierig nach rechts und nach links, ob sich nicht Vieles verändert habe. Ganz frei, ohne die Pflicht, sich beim wachhabenden Unteroffizier ab- und anzumelden, sogar mit dem Menschenrecht, bis in die späte Nacht hinein außerhalb der vier Wände zu bleiben: Herrgott, da ließ sich ja das Abenteuerlichste unternehmen! Aber was?... Essen, — essen, was man will, nicht, was gerade in der Kantine zu haben ist, und münchener Bier vom Faß trinken. Dann durch die Straßen schlendern, ohne ängstlich alle zehn Minuten nach der Uhr sehen zu müssen; ins Hotel kam ich früh genug und der Portier konnte mich nicht wegen Urlaubsüberschreitung der Kommandantur melden. Seit Jahren war ich im Weichbilde der Reichshauptstadt nicht eine solche Strecke gelaufen. Friedrich-, Leipziger-, Potsdamerstraße. Nicht viel Neues. In den Schaufenstern der Buchhandlungen lag nicht mehr der Fuhrmann Henschel, sondern ein Prunkfoliant von Melchior Vehter und Stefan George, dem neuesten Evangelisten der Ganzmodernen. Die wippenden einsamen Mädchen trugen jetzt etwas engere Röcke als einst im Mai. Die üblichen Weihnachtsausverkäufe zu bedeutend herabgesetzten Preisen, bei Wertheim der alte schlimme Parvenupomp, der Potsdamer Platz noch unpassbarer als früher. Das ganze Straßenbild wirrer, mehr an London erinnernd. Und die alte Lustlosigkeit in den Mienen; kein sichtbares, fühlbares Volkstemperament, das einheitlich wirkt und der Stadt eine per-

sönliche Stimmung giebt. Ach . . . Berlin war noch immer die „schönste Stadt der Welt“, die Stadt des fürchterlichen Stuckes, der Puppenallee und der „monumentalen Fassaden“. Alles muß schreien, nichts darf den Eindruck des still organisch Gewordenen machen. Vor eine Riesenschänke stellt man das Steinbild des Kaisers in Admiralsuniform, Wurstfabrikanten verpacken ihre fettige Waare in bewimpelte Panzerkreuzer und hinter den Fenstern der Schneidergeschäfte sieht man auf ausgestopften Rossen wächserne Reitdamen die Kunden herbeiwinken. Alles, Alles wie einst. Sogar die Potsdamer Brücke steht noch in ihrer abscheulichen Pracht, die Saharet tanzt im Wintergarten und im Opernhaus wird die Fledermaus aufgeführt. Die Ueberraschungen kamen erst später, in der Gegend des Savignyplatzes. Dort, wo Herr von Podbielski, der Bringer des Kartenbriefes, als Organisator von Volksbelustigungen den ersten Vorber gepflückt hatte, ist eine neue Stadt entstanden. Straßen und Plätze mit Prunkpalästen im modernsten, schrecklichsten Stil, ein neues, vorgeschobenes Centrum des berlinischen Westens. Woher kommen nur all die Miether für diese „hochherrschaftlichen Wohnungen mit elektrischem Licht, Centralheizung, Balkon und Loggia“? Die Geschäfte gehen eben, der Wohlstand steigt, die reich gewordenen Bewohner der Provinzstädte rücken im Geschwindmarsch an die Spree. Daher auch die Zufriedenheit mit den politischen Zuständen, die Angst vor einem Industrietrach, der Alles ins Bankrott brächte, die kaum noch der professoralen Nachhilfe bedürftige Marinebegeisterung. Die neue Flotte soll die errasteten Profite in den sicheren Hafen bringen. Haben nicht schon die Verfasser des kommunistischen Manifestes vorausgesagt, die bourgeoise Gesellschaft werde zu in sich selbst zwecklosen Aufwendungen gezwungen sein, um ihre Gewinnrate vor dem Sinken zu schützen? Jetzt ist es so weit. Die Aufschwungsperiode muß uns um jeden Preis noch eine Weile erhalten bleiben. Die Regierung mag ruhig sein. Mit dem Streikbrecherschutz war es nichts, aber den Kanal und die Flotte wird sie bekommen; denn an Kanal und Flotte wird auf Jahre hinaus in großem Stil verdient und die Zahl der Leute, die verdienen wollen, verdienen müssen, bürgt für eine zu patriotischen Opfern bereite Mehrheit. Es ist doch eine gute Sache um den Anschauungsunterricht. Die neue hochherrschaftliche Palaststadt lehrte mich schnell die Wurzel der politischen Zufriedenheit erkennen, die mir in meiner Weichselmiserie schwer verständlich erschienen war. Der Wohlstand wächst in dem Wunderbau, dem der Kaiser neulich das Reich verglich; wozu sich den Kopf über Dinge zerbrechen, die doch nicht zu ändern sind?

Mit solchen Gedanken trat ich in ein Kaffeehaus. Die lieben alten

berliner Zeitungen, zehn, zwölf, ein ganzer Stoß! Und frisch aus der Maschine, nicht erst mit vierundzwanzigstündiger Verspätung, die den feinsten Reiz sensationeller Erfinderkünste verblaffen läßt. Welche Fülle nach langem Darben! Da mußte es ja in klaren Lettern zu lesen sein, wie gut es uns geht, wie weise wir regiert werden und wie herrlich weit wir es gebracht haben. Als ich Abschied nahm, war der Haupttheil der Blätter mit dem Drehfuslärm gefüllt; jetzt liefert der südafrikanische Krieg die Tagesensation. Merciers Sündenrolle ist auf Chamberlain übergegangen. Eine schöne sittliche Empörung über ein Volk, das die Schmach auf sich lädt, um des Vortheiles willen Politik zu treiben. Aber platonisch; wir wollen mit England, dem Hort des Liberalismus, gute Beziehungen unterhalten. Hat es uns nicht eben erst das Samoagrüppchen überlassen? Gefühle dürfen die sorgsam erfonnenen Kreise staatsmännischer Weisheit nicht stören. Weiter . . . Staunend las ich die Zeitartikel. Ein ganz fremder, seit Bismarcks Entlassung, so schien mir, sehr vernommener Ton. Da wurde von dem Chaos gesprochen, zu dem die deutsche Politik geworden sei, und gesagt, wir ständen im Zeichen einer Kabinettsregierung; sogar Etwas von verhülltem Absolutismus wurde gewispert. Es sei gefährlich, die Person des Monarchen immer in den Vordergrund zu zerrn. Der Kanzler sei zu alt, nicht mehr thatkräftig genug, die Ressorts arbeiteten gegen einander und so sei eine unerträgliche Anarchie entstanden, bei deren Anblick dem Bürger angst und bang werde. Der schärfste Tadel, der schonungsloseste Hohn. Staunend las ichs. Wie war mir denn? Vor den Gefahren, die hier verkündet wurden, hatte ich ja seit Jahren gewarnt und war deshalb der Entstellung, der Schmähsucht und aller erdenklichen üblen Eigenschaften geziehen worden. Nun sollte plötzlich Alles anders sein; selbst der würdige Kanzler, der sonst als vornehmer, nur von bösen Buben bekrittelter Patriot vorgeführt wurde, trug jetzt die Züge eines unzuverlässigen Herrn. Ueberhaupt: kein Vertrauen, zunehmende „Reichsverdrossenheit,“ Furcht vor übereilten Entschlüssen, Jammer und Noth. Das stand in liberalen Zeitungen. Ich träumte wohl und würde erwachen, wenn um halb sieben Uhr früh die stinke Kantinenwirthin mit dem Kaffee kam.

Ein Kellner kam und bat um das Berliner Tageblatt, das verlangt werde. Am Nebentisch sicherte eine dicke Blondine, deren Begleiter sich die Annoncenseite der Kreuzzeitung vor's Gesicht hielt, einem unter bläulichen Stirnschmitten hervordrängelnden Couleurstudenten zu. Ich träumte also nicht, war wirklich in Berlin. Was war denn geschehen, daß die zweimal täglich frei ins Haus gelieferte öffentliche Meinung sich so merkwürdig verändert hatte?

Eigentlich gar nichts. Der Respekt vor einer Regierung, die alle Niederlagen gelassen hinnahm und immer wieder auf Autorität Anspruch machte, konnte ja nicht gerade wachsen. Das aber war doch nichts Neues; und früher hatte man solche Schlappen verschwiegen oder in moralische Siege bescheidener Selbstüberwinder umgefälscht. Das Bischöfliche Oberhofmeisterei konnte es auch nicht sein; schon wurde ja abgewiegelt: der berliner Kommunalverwaltung drohe keine Gefahr und eines wundervollen Tages werde vielleicht sogar Herr Kirschner, wenn er sein fromm sei und sich nicht eigensinnig gegen das Kirchhofsgitter stemme, bestätigt werden. Die lameruner Spekulationen der Herren Scharlach und Sholto Douglas hatte im Juni schon Graf Arnim im Reichstag zur Sprache gebracht und Niemand hatte dem Oberlandesgerichtsrath, der unsere Kolonialgeschäfte besorgt und Westbald von Ostafrika unterscheiden wird, darob das Leben erschwert. Und Herr Schweinburg, der Prügelknaube von heute? Du lieber Gott: Herr Schweinburg gehört seit manchem Jahr zu den Reichsinstitutionen; und wenn er morgen geschlachtet wird, dann wird übermorgen ein neuer Schweinburg an seine Stelle treten, den Hintertreppendienst und den Enthusiasmus etwas ungeschickter bejorgen und vorläufig nicht achtzigtausend Mark netto im Jahr verdienen. Und doch: führt am Ende nicht dieser Name auf eine Spur? Herr Schweinburg, der Alles macht, gilt als ein verwendbares Werkzeug des Finanzministers. Der Finanzminister gilt als der Mann, der den Bruch mit den Konservativen gemildert und den Siegeszug des Centrums gehemmt hat; auch fürchten die Exportpolitiker, er werde auf die künftigen Handelsverträge einen nach ihrer Ansicht unheilvollen Einfluß üben. Er muß verdächtigt, unmöglich gemacht, beseitigt werden. Das geht nicht so leicht, denn der Schlaue hat allerlei Eisen im Feuer. Deshalb muß man sich mit dem Versuch begnügen, ihn nach und nach zu entwurzeln. Vorgestern mußte der Freiherr von Zedlitz dran glauben, übermorgen wird die Reihe an Herrn Schweinburg sein und schließlich wird Herr von Miquel einsam in den dunklen Winterhimmel ragen, ein schmählich entlaubter Stamm. Diese langwierige, langweilige Arbeit hat die Stimmung verdorben, — nicht nur in den Fraktionen und Redaktionen, nein: auch in Ministerien und Reichsämtern. Der Kundige merkt den gedruckten Wehrufen an, daß mitunter ein Geheimrath oder ein noch höherer Mandarin recht offenherzig mit einem Zeitungsschreiber geplaudert hat. Also der alte Kampf der Blauen und der Rothen, der alte Bruderzwist im Hause der mehr oder minder freiwillig offiziellen Presse. Nichts weiter. Wenn morgen Herr von Miquel weggejagt würde, wäre am nächsten Tage Alles wieder in schönster

Ordnung; kein Wort mehr von Reaktion, Kabinettsregierung und mangelndem Vertrauen. Die anderen Würdenträger sind ja sämtlich so tüchtig, so tapfer und tugendfam. Besonders die auswärtige Politik: diese Erfolge! Noch jetzt wieder, mit England. Wie gräßlich wäre es gewesen, wenn sich gegen Großbritannien eine europäische Koalition gebildet hätte! Das hat Deutschlands Weisheit verhindert. Ja, wenn im Innern so klug und muthig regiert würde, dann ließe sich leben. . . Mir wurde ganz wirblich. War ich etwa sechs Jahre fort gewesen? Diese Töne hatte ich ja um die Sterbestunde des Caprivismus gehört. Oder wars damals gewesen, als Herr Stoeder seine Scheiterhaufenaktik gegen den von allen Seiten umzingelten Bismarck empfahl? Damals wars Ernst gewesen; aber heute? Wo ist der regierende Mann, dem beim Scheiden verständige Deutsche eine Thräne nachweinen müßten?

Nach die Excellenzen brauchen sich nicht zu beunruhigen: *sunt verba et voces*. Wir leben nun einmal im Zeitalter der großen Grimasse. So lange viel Geld verdient wird, geht Alles seinen ruhigen Gang; die schmerzliche Abrechnung kommt erst später. Einstweilen werden die scheinbar so wilden politischen Kämpfe nur gespielt, wird nur zum Spaß Vaterland und Verfassung gerettet; und wenn irgendwo ein Löwe über Reaktion, Kryptoabsolutismus und Verfassungsbruch brüllt, soll man immer erst nachsehen, ob nicht Zettel dahintersteckt, der Weber, der auf Verlangen auch den Leun mimen kann. Die Geschäfte gehen ja, die Regierung sorgt für gute Bilanzen, — und alles Andere ist wirklich nicht wichtig. Um Kanal und Flotte wird noch ein Bißchen gebalgt werden, zum Schein, damit die Sache ein Ansehen hat und die Leser sich nicht gar zu sehr langweilen. Im Grunde aber ist Alles längst abgemacht. Denn an dem Kulturwerk und an der Seerüstung

„wird nieng' verdient; und der dejußerte Held der Wosfiarenoffia wramen-thal & Kadelburg spricht auf deutschen Bühnen allabendlich über diese Politik das erlösende Wort: „Das Geschäft is richtig.“

Mit der Stadtbahn zurück. Noch immer werden erwachsene Leute verhindert, nach dem Abfahrtzeichen in den Zug zu springen. Noch immer sind an den Fensterwänden allerlei Vorschriften und Warnungen plakatirt. Die treffliche Regierung sorgt nicht nur für gute Bilanzen, sondern auch für die Sicherheit des gehorsamen Bürgers. Was will man mehr? Nein: im preußischen Deutschen Reich hat sich nichts verändert.



Soziologische Geschichtsauffassung.

Bald heftiger, bald schwächer tobt der Kampf um die „Geschichtsauffassung“. Ein Ende ist noch lange nicht abzusehen. Wird ein neues Schlagwort ausgegeben, das auf einer Seite den Muth der Angreifer hebt, so richten sich die giftigen Pfeile der Verteidiger der alten Festung so lange auf sie, bis ihre Reihen gelichtet sind. Alle Angriffe auf die alte feste Burg heroistischer Geschichtsauffassung nützen wenig. Denn sie hat einen mächtigen Verbündeten. Er haust tief in der Seele des Durchschnittsmenschen, des Herrn Omnes: es ist der alte Gang zum Götzendienste. Der Mensch ist nämlich ein Thier, das Götzen anbetet, — gleichviel, unter welcher Gestalt. Ist gar dieser Götze mit Purpur behangen und mit Krone und Szepter geziert, ach! — dann ist es die höchste Wonne dieses Herrn Omnes, auf die Knie zu fallen und anzubeten. Es macht ihm Vergnügen; und weil es ihm Vergnügen macht, wird es immer Historiker-Bonzen geben, die ihm dieses Vergnügen bereiten wollen, zu eigenem Ruh und Frommen.

Leider waren die Bilderstürmer, die solches Gebahren abschaffen wollten, bisher in ihren Angriffen nicht glücklich. Die Angriffe wurden meist abgeschlagen. Marxens „materialistische Geschichtsauffassung“ war ein solcher Angriff. Danach sollte nicht der Wille der Herren, sondern der Hunger der Massen die Triebfeder der Geschichte sein. Engels mußte seinem hart ins Gedränge gerathenen Freund zu Hilfe kommen. „Unsinn!“ meinte er: „die materialistische Geschichtsauffassung ist keineswegs eine lediglich die wirtschaftlichen Triebfedern berücksichtigende, denn sie berücksichtigt eben so alle geographischen, ethnischen, ja sogar ideologischen Faktoren; auch der Einfluß der Ideen läßt sich ja nicht leugnen und spielt im Geschichtsprozeß eine Rolle. Und die Berücksichtigung all dieser Faktoren beeinträchtigt durchaus nicht die materialistische Geschichtsauffassung.“ Ob Marx die Sache nun so auffaßte oder nicht: seine Anhänger vervollkommneten jedenfalls die ihm zugeschriebene „materialistische Geschichtsauffassung“ und machten sie nun gegen die Pfeile der Gegner etwas fester. Sie zögerten nicht, die „materialistische“ Triebfeder aller geschichtlichen Entwicklung als nicht bloß „wirtschaftliche“ zu erklären, sondern den Begriff materialistisch in diesem Fall auf alle thatsächlich und real wirkende Ursachen auszudehnen. Daher auch allerhand Ideen, wie z. B. Glaube, Rationalität, Freiheitbedürfniß als in der Geschichte konkret wirksam anzuerkennen und diese Anerkennung als mit der materia-

listischen Geschichtsauffassung keineswegs unvereinbar, ja, nothwendig zu ihr gehörend darzustellen.

Aber diese neueste — allerdings sehr vervollkommnete und verfeinerte — materialistische Geschichtsauffassung überieht die allermächtigste Triebfeder alles historischen Geschehens, die immer und überall den historischen Prozeß in Bewegung setzt und die sehr wohl als die Haupttriebfeder bezeichnet werden könnte, neben der alle vorhin genannten Verursachungen nur als von untergeordneter Bedeutung erscheinen. Ich meine die Triebfeder des sozialen Antagonismus.

Mag es der Hunger sein, die wirtschaftliche Noth, die eine Volksmasse antreibt, sich günstigere Subsistenzbedingungen zu erkämpfen; mag es religiöser Fanatismus oder nationaler Chauvinismus sein, der die Massen bewegt und sie zu politischen Unternehmungen aufstachelt: jedenfalls und immer sind solche Unternehmungen und Aktionen gerichtet von den einen Massen gegen andere, seien es nun Nationen, Völker, Stämme oder soziale Gruppen. Es giebt keine anderen politischen Aktionen, es giebt kein historisches Geschehen, das nicht einen sozialen Antagonismus zum Inhalt hätte, das nicht einen solchen zum Ausdruck brächte.

Die Historiker können ewig darüber streiten, ob die Bauernaufstände Folge wirtschaftlicher Noth oder politischen Druckes waren, ob sie geschürt wurden durch evangelische Aufwiegler oder, wie in den österreichischen Alpenländern, von nationalem Haß angefaßt wurden: nur Eins unterliegt keinem Zweifel und darüber unter Historikern nie Streit obsteht; daß es Bauern waren, die gegen „Pfaffen und Adel“ sich erhoben. Und eben so verhält es sich bei jedem historischen Ereigniß. Ob die französische Revolution ein Werk der Encyclopädisten, eine Folge der aufwiegenden Schriften Voltaires und Rousseaus war, wie man uns im Gymnasium lehrte, ob sie durch Noth und Hunger verursacht wurde, wie es Hippolyte Taine beweist: darüber mag es unter Historikern immer Streit geben. Aber über die Thatsache kann es keinen Streit geben, daß der „Dritte Stand“ über die zwei höheren Stände, über Adel und Klerus, herfiel. Reinetwegen mag darüber gestritten werden, was die Ursache war, daß die Amerikaner den Spaniern Cuba und die Philippinen entrißen. Mögen die Einen Handelsinteressen, die Anderen Freiheitinteressen, die Dritten schamzüge amerikanische Parteiinteressen als die Ursachen bezeichnen: nur darüber kann nicht gestritten werden, daß es eine angelsächsische Kulturgruppe war, die über eine romanische Nation herfiel, daß Yankees sich auf Spanier stützten, um ihnen eine von ihnen befehlte gute Beute abzujauchen.

Welcher Meinung also immer man bezüglich der Triebfedern geschichtlicher Handlungen und Ereignisse huldigen mag: nie und nimmer kann die Thatsache bestritten werden, daß alles geschichtliche Geschehen immer ein Kampf

heterogener Gruppen, sei es nationaler oder sozialer, gegen einander ist. Wenn wir unter diesem Gesichtspunkt die geschichtlichen Ereignisse betrachten, so gelangen wir zu einer Auffassung, die nicht materialistisch und nicht idealistisch, sondern soziologisch ist. Es ist einfach die Auffassung alles geschichtlichen Geschehens als eines Kampfes von Gruppen gegen Gruppen. Und wenn die induktive Methode die einzige echt wissenschaftliche ist, so kann eine solche nur dann auf die Geschichte Anwendung finden, wenn man die Geschichte soziologisch auffaßt.

Denn die erste in die Augen fallende Thatsache, die sich bei jedem geschichtlichen Ereigniß zunächst konstatiren läßt, ist der Kampf von mindestens zwei Gruppen gegen einander. Die Ursachen eines solchen Kampfes sind nicht mehr so klar; sie können verschieden sein und sind nicht so leicht zu konstatiren; als feste Grundlagen einer induktiven Forschungsmethode können sie nicht dienen. Denn weder individuell-psychologische noch auch wirtschaftliche oder gar andere allgemeine ideelle Antriebe zu historischen Handlungen lassen sich unzweifelhaft feststellen: sie beruhen immer nur auf mehr oder minder sicherer Annahme und stoßen immer bei anderer subjektiver Stimmung und Auffassung auf entgegengesetzte Annahmen. So gelangt man mit diesen — sei es materialistischen oder idealistischen — Methoden nie zu sicheren, überall anerkannten Erkenntnissen. Freilich mag es ja eine Aufgabe der Geschichtsforschung bleiben, all jenen individuell-psychologischen und sozial-psychischen Ursachen geschichtlicher Ereignisse nachzugehen und, so weit es möglich ist, die Mannichfaltigkeit solcher Ursachen in gewisse allgemeine Formeln zu bringen, das gesetzmäßige Walten solcher Ursachen festzustellen. Doch ist es klar, daß all diese — auch noch so verfeinerte — „materialistische“ Geschichtsauffassung an Sicherheit der Feststellungen und zugleich an Weite des Horizontes und daher auch an der Möglichkeit der Aufstellung umfassender allgemeiner Gesetze sich mit der soziologischen Auffassung nicht messen kann. Denn diese umfaßt ja alle die Gesichtspunkte der materialistischen und idealistischen Geschichtsauffassung, nur nimmt sie einen viel höheren, allgemeineren Standpunkt ein, ihr Horizont ist ein weltumspannender und die Gesetze der Geschichte, die die soziologische Auffassung aufstellt, gelten immer und überall, für vorhistorische Zeiten wie für unsere Tage, für alle Rassen der Welt, für gelbe, rothe, schwarze und weiße Menschenwelten.

Denn die soziologische Auffassung dringt, ausgehend von der konkreten und unbestreitbaren Thatsache des ewigen Gruppenkampfes, von diesem Punkt allmählich zur Erforschung der Ursachen dieser ewigen Kämpfe vor, um auf diesem Wege zur Aufstellung eines allgemeinen Gesetzes, das alle diese Kämpfe beherrscht, zu gelangen. Die allgemeine Formel, durch die ein solches Gesetz ausgedrückt werden soll, wird dann vollkommen und er-

schöpfend sein, wenn in ihr alle Ursachen, die bisher von der materialistischen Geschichtsauffassung als bei allen Geschichtsprozessen real und wirksam erwiesen worden sind, ihren genügenden Ausdruck finden. Die allgemeine Formel, die von der soziologischen Geschichtsauffassung aufgestellt wird, muß nicht nur alle jene Triebfedern der historischen Aktionen umfassen, die von der materialistischen Auffassung bisher konstatiert wurden, sondern auch alle übrigen, deren Unkenntnis es verschuldet, daß die materialistische Auffassung zur Erklärung des Verlaufes der gesamten historischen Entwicklung aller Zeiten und aller Welttheile sich als ungenügend erweist.

Bevor wir uns aber auf die Suche begeben nach einer solchen Formel, wollen wir zuerst noch unseren Ausgangspunkt prüfen, um zu sehen, ob er denn auch der richtige ist, ob es denn auch wahr ist, daß es kein geschichtliches Geschehen ohne Gruppentkampf giebt.

Ich kann hier unmöglich alle die Begründungen und Nachweise der Richtigkeit dieser übrigens augenfälligen Thatsache wiederholen, die ich seit einem Vierteljahrhundert in vielen Schriften vorgebracht habe. Allerdings trugen mir diese Nachweise und Ausführungen allerhand Rosenamen ein. Aber Keiner der vielen Kritiker und Tadler konnte mir auch nur eine gegentheilige Thatsache anführen, zum Beweise, daß dort und damals ohne Zusammenstoß heterogener Gruppen eine generatio aequivoca historischen Geschehens erfolgte, daß irgendwo der Strom der Geschichte aus einheitlicher Quelle entsprang. Diesen Beweis blieben alle Tadler und Kritiker schuldig; und sie mußten ihn schuldig bleiben. Denn mag man auch noch so weit und breit all die Gebiete historischer Thatsachen überschauen, von bekannten Welttheilen in die entlegensten Winkel der Dekumene mit Entdeckern und Forschern vordringen; mag man die herkömmliche und überkommene „Weltgeschichte“ von den ältesten Zeiten oder die Staaten und Reiche, die die neuesten Papyrus-Entzifferer und Keilschriftleser vor unserem staunenden Geiste aus Verschollenheit und Vergessenheit zu neuem Leben zu erwecken wußten, betrachten: überall bietet sich uns das selbe Schauspiel dar. Nur aus dem Zusammenstoß heterogener ethnischer Elemente entstehen die Staaten und alle Geschichte ist nur ein Kampf solcher gegnerischen Elemente. Und mag dieser Kampf auch die ganze Stufenleiter von den rohesten bis zu den feinsten Formen durchlaufen, von primitivem Kanibalismus zu den verfeinertsten und raffiniertesten Formen der Ausbeutung der „Anderen“, so ist doch diese Erscheinung eine so allgemeine, alle Zeiten und Länder umfassende, daß man nach aller menschlichen Logik hier getrost von einem allgemeinen Gesetz sprechen kann, das alle menschliche Geschichte beherrscht.

Wenn nun aber dieses Gesetz so klar und unwiderleglich ist, dann darf auch gefragt werden: Wird es von der heutigen Wissenschaft anerkannt?

Stimmen die heutigen Gelehrten einem so formulierten soziologischen Gesetz der Geschichte zu? Nun: es gibt Gegner und Anhänger. Die Gegner bilden die Mehrzahl. Es ist die ganze offizielle und zünftige Jurisprudenz und die mit ihr verbündete Katheder-Staatsrechtleri. Diese ganze mächtige Phalanx runzelt zornig die Stirn und wendet sich unwillig ab von dieser „jeden juristischen Sinnes baren“ Lehre. Was soll sie auch mit einer Lehre anfangen, die Miene macht, alle die gestrengen Herren Rechtslehrer aus dem Tempel der Staatswissenschaft hinauszujagen? „J'y suis et j'y reste“, sagt die Jurisprudenz; „das Staatsrecht steht auf unserem Boden, wir lassen es uns nicht nehmen, — hinaus mit den Soziologen!“

Doch „drei Namen nenn' ich euch inhaltschwer“: Bunt, Razel und Razenhöfer.

Bunt giebt zu, daß die Zukunft der Staatswissenschaft in der soziologischen Methode liegt. Razel hat in einer Reihe von Werken (zuletzt in der „Politischen Geographie“) gezeigt, daß die wahre Erkenntnis des Staates ganz anderswo liegt als auf dem Gebiete des Rechtes; daß es Faktoren giebt, die gestaltend den Staat beeinflussen, seine Schicksale und Wandlungen bestimmen, seinen Bestand bedingen, seinen Zerfall beschleunigen, Faktoren, von denen die gesammte bisherige juristische Staatsrechtleri sich nichts träumen ließ. Und der Dritte im Bunde, Razenhöfer, hat einen kühnen systematischen Bau aufgeführt, in dem er uns die Geschichte als das Leben der Staaten und im Staat all die sozialen Triebfedern aufweist, die seinen Lebensprozeß unterhalten. Geschichte und Staat treten uns bei ihm entgegen als Makro- und Mikrokosmos, in denen die selben sozialen Kräfte wirken, die ihrer Natur nach sich austoben müssen und nur im ewigen Kampf sich austoben können.

Von zwei verschiedenen Seiten packen Razel und Razenhöfer das Problem an, Jener vom Boden, Dieser von den sozialen Gruppen aus, doch ergänzen sie einander. Zusammen führen sie den Nachweis, daß, was den Staat belebt und die Geschichte in Bewegung setzt, alles Andere eher ist als der Mensch. „Der Boden ist's, das geographische Milieu mit Allem, was drum und dran hängt“, sagt Razel; „die heterogenen sozialen Gruppen sind, in denen Kräfte sich geltend machen, die nicht individuelle Vernunft, nicht menschlicher Wille, menschliche Ueberlegung sind“ sagt Razenhöfer. Was fangen Juristen, was fängt der juristische Staatsrechtler mit solchen Lehren an, die ihre schönen Konstruktionen umstürzen? Sie treiben die Politik des Vogels Strauß und müssen sie treiben. Denn wenn an die Stelle des „sittlich freien“ Menschen, der den Staat „gründet“ und die Geschichte macht, „Kräfte“ gesetzt werden, die keiner „Rechtskontrolle“ sich beugen und keine anerkennen, dann ist nach beschränktem Juristenfönn das Ende der Welt nicht mehr weit.

Und auch die Historiker werden arg vor den Kopf gestoßen, wenn Nagel den Satz aufstellt, daß „der Gegensatz von Herrschenden und Unterworfenen . . . auf den kriegerischen Ursprung der Staaten zurückführt“ und daß es „auf einer falschen Auffassung von der Entwicklung der Staaten beruht, wenn man Einem vor dem Anderen die Fähigkeit zuspricht, sich aus sich selbst zu entwickeln“. Was soll angesichts solcher allgemeine Gültigkeit beanspruchenden Sätze aus den schönen Schilderungen der Historiker werden, wie sich aus ursprünglicher germanischer oder slavischer „Gemeinfreiheit“ durch „allmähliche“ Entwicklung die germanischen oder auch slavischen Staaten bildeten? Geht nicht die ganze Idylle „nationaler Geschichtschreibung“ in die Brüche, wenn Nagel den Satz aufstellt, daß „diese Nothwendigkeit fremder Elemente in der Staatenbildung ein Licht wirft auf das Unvermeidliche der Völkermischungen?“ Wenn in Folge dieser Anschauung Nagel den Satz aufstellt, daß „die politische Entwicklung der Menschheit mindestens eben so ausgleichend auf die Völker- und endlich auf die Rassenunterschiede wirken mußte wie der Verkehr, auch wenn man die Kriege mit ihrem unvermeidlichen Menschenraub und -austausch bei Seite läßt“: dann ist das alte Ammenmärchen von der allmählichen Differenzirung der ursprünglich einheitlichen Menschheit in verschiedene Rassen von autoritatioser Seite bestritten und es bleibt kein anderer Ausweg als die Annahme eines ursprünglichen Polygenismus, der im Laufe geschichtlicher Entwicklung zu einer Anzahl Konglomeraten heterogener Elemente führt, die sich zu Nationen und Nationalitäten heranbilden. Damit ist den bisherigen entgegengesetzten Grundanschauungen der Geschichtschreibung, auf denen sie alle ihre geschichtsphilosophischen Systeme aufbaut, jeder Boden entzogen. Dieser Geschichtschreibung und dieser Geschichtsphilosophie wirft Nagel den Fehdehandschuh hin, wenn er aus allen vorhergehenden Ausführungen den nothwendigen Schluß zieht, daß „wir die Geschichte keines Volkes verstehen können, auch wenn es scheinbar einheitlich ist, ohne über seine Grenze hinaus den Blick auf die Herkunft und die Wiege des fremden Volkes oder der fremden Völker zu richten, die zu diesen gestoßen sind und ihre Einflüsse auf sein Wesen ausgeübt haben.“ Mit diesem Satz ist die vollkommene Unzulänglichkeit, ja Verkehrtheit aller üblichen „nationalen“ Geschichtschreibung gekennzeichnet, die sich in naiven Schilderungen der Kindheit ihrer Nation gefällt, der sie allerhand liebenswürdige Eigenschaften andichtet, um sie am Liebsten sofort in Gegensatz zu unschönen Zügen anderer Nationen zu stellen, ohne zu bedenken, daß in jenem „Kindheitalter“ es eine solche nationale Einheit als Trägerin solcher Charaktereigenschaften überhaupt nicht gab und daß jede Nation ein *mixtum compositum* ist aus allerhand heterogenen Elementen, es daher vollkommen unzulässig ist, jener erdichteten, in die Vergangenheit

profigirten Einheit ein Gepräge zu verleihen, das sie schon deshalb nicht besitzen konnte, weil sie als Einheit gar nicht bestanden hat.

Auch vom anthropogeographischen Standpunkt Nagels aus muß solche — von den Historikern mit Vorliebe gepflegte — Charakteristik „unserer Vordern“ schon aus dem Grunde abgelehnt werden, weil er jede Möglichkeit des Entstehens eines Staates und daher auch einer Nation ohne Zusammenstoß heterogener ethnischer Elemente ausschließt, mag nun dieser Zusammenstoß ein gewaltsamer (Landnahme) oder ein mehr friedlicher auf dem Wege der Kolonisation — die aber auch nie ganz friedlich vor sich gehen kann — gewesen sein. Jedenfalls aber ist die einheitliche Nation „in der Kindheit“ oder im „Urzustande“ ein Hirngespinnst „nationaler“ Historiker.

Nachdem wir nun festgestellt haben, daß es ohne Kampf heterogener Elemente keine Geschichte giebt, eben so wenig, wie es ohne Aufeinanderwirken heterogener chemischer Elemente einen chemischen Prozeß geben kann, wollen wir die Frage untersuchen, welche Ursache oder Kraft es wohl ist, die diese heterogenen Elemente zum Kampf mit einander treibt. Sollte es vielleicht der Hunger sein, dem Schiller in seinem bekannten Wort eine solche Rolle zuweist? Nagel scheint sich dieser Ansicht anzuschließen, wenn er den „Brotneid“ als das mächtigste Agens aller sozialen Entwicklung hinstellt. Ich meine, es wäre mindestens nicht ganz genau, wenn wir dem Hunger diese Bedeutung beimessen würden. Sehen wir doch täglich soziale Gruppen im Kampf, die um ihr täglich Brot nicht besorgt zu sein brauchen, da sie es in Hülle und Fülle für sich und ihre Nachkommen besitzen. Wäre Hunger die einzige Triebfeder der Politik: was brauchten da die feudalen Herren aus ihren Palästen auf die Straße herabzusteigen und sich ins politische Getriebe zu mischen, Agitationen zu leiten, sich allerhand Unannehmlichkeiten und Gefahren auszusetzen? Oder betrachten wir die *ecclesia militans*, die politisirenden Prälaten, so manchen streitbaren Bischof: sie treibt doch gewiß der Hunger nicht und doch opfern sie in der „Verteidigung der Kirche“ oft ihr persönliches Wohl, ihre Ruhe und Sicherheit. Oder sollte es vielleicht Habgier sein, Gewinnsucht, die *auri sacra fames*? Auch Das nicht, — wenigstens nicht immer. Gewiß treiben Viele Politik aus Gewinnsucht, andere aber opfern der Politik ihr Vermögen, setzen ihr Hab und Gut aufs Spiel. Dann ist es vielleicht Ehrgeiz, Ruhmsucht, Herrschsucht, das Streben nach Einfluß, nach Titeln und Würden? Alle solche „Triebe“ können bei Einzelnen eine gewisse Bedeutung haben, genügen aber nicht zur Erklärung sozialer Bewegungen und Kämpfe, schon deshalb nicht, weil solche Triebe stets nur individuell sind, zu sozialen Kämpfen aber immer Massen nöthig sind, denen man solche individuelle Absichten und egoistische Ziele keineswegs zumuthen kann.

Wenn Parteien und soziale Gruppen einen Kampf eröffnen, so wird

ihnen gewiß Niemand Ehrgeiz, Ruhmsucht, Streben nach Titeln oder sonstige Kleinliche Motive unterschieben, die höchstens dem einen oder anderen Führer zugemuthet werden dürfen. Dagegen werden Parteien, Gruppen und auch die Mehrzahl Einzelner von einer ganz anderen Kraft zu sozialen Kämpfen gedrängt und getrieben, die ich einfach als den Selbstbehauptungstrieb bezeichnen möchte. Das ist der sowohl in jedem einzelnen Organismus, von der Pflanzenwelt an, wie auch in jeder Gruppe und Gattung als Gesamtheiten unwiderstehlich waltende Trieb, sich geltend zu machen und sein Eigenwesen zu behaupten. Und zwar ist Das nicht etwa „freier Wille“ des Einzelnen oder gar der Gruppe und Gattung, sondern es ist überwältigendes, unwiderstehliches, allüberall herrschendes Naturgesetz, es ist die ewige „Urkraft,“ um mit Ravenhofer zu sprechen. Wie jeder Organismus ein Inbegriff gewisser Kräfte zu sein scheint oder ist, die sich in der Außenwelt geltend zu machen, sich durchzusetzen streben, eben so strebt jede soziale Gruppe, sich zu behaupten und geltend zu machen, und zwar nicht nur durch ein bloßes Vegetiren, sondern dadurch, daß sie ihrem innersten Wesen, ihrem geistigen Kern sozusagen in der äußeren Welt Ausdruck zu schaffen bestrebt ist. Dieses Streben, sein innerstes geistiges Wesen nach außen hin geltend zu machen, möchte ich einfach als den Trieb der Selbstbehauptung bezeichnen, der sowohl den Individuen als auch den Gruppen angeboren ist. Dieser Selbstbehauptungstrieb ist schwächer oder stärker, je nach der größeren oder geringeren physischen und geistigen Kraft des Individuums und der Gruppe. Bei schwächeren Individuen und Gruppen äußert er sich nur in der Nahrungsuche, auch vielleicht noch in der Gründung einer Heimstätte und Siedelung, in deren Sicherung vor feindlichem Angriff, endlich auch in der Fortpflanzung. Bei kräftigeren Individuen und Gruppen wird dieser Selbstbehauptungstrieb sich in gewaltsamen Thaten äußern, in Ueberwältigung fremder Individuen und Gruppen, in ihrer Unterjochung, in Eroberung immer weiteren Gebietes, endlich in Unterwerfung immer zahlreicherer schwächeren Gruppen.

Aus der heute wohl nicht mehr angezweifelten Thatsache eines ursprünglichen Polygenismus, d. h. eines ursprünglichen Vorhandenseins heterogener Gruppen, die von den sie umgebenden verschiedenen Milieus mit verschiedenen Begabungen und Kräften ausgestattet sind, und aus der zweiten Thatsache, daß jede dieser Gruppen von einem Selbstbehauptungstrieb besetzt ist, ergeben sich unvermeidlich die feindsägigen Zusammenstöße der stärkeren und schwächeren Gruppen, Zusammenstöße, die den Entwicklungsprozeß der Menschheit in Fluß bringen. Aus jener Urthatsache eines über den ganzen Erdball weithin verbreiteten Polygenismus und aus der Verschiedenheit der einzelnen Menschengruppen, welche die nothwendige Konsequenz der Mannich-

faltigkeit der Bodenbeschaffenheit, der Lage, des Klimas, der Fauna und Flora auf diese verschiedenen Menschengruppen ist, entspringt mit Notwendigkeit der Strom der Geschichte oder, besser gesagt, die große Anzahl von Geschichtsströmen auf allen bewohnten Punkten unseres Erdballes, die überall nach dem selben Gesetz die unzähligen Menschengruppen in ihre Wirbel fortreißen. Dieses Gesetz aber lautet: Die Stärkeren herrschen.

So haben wir es denn in der Geschichte der Menschheit mit einem Naturprozeß zu thun, der in der Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit wurzelt, die unsere Erdrinde darbietet. Denn diese erzeugt die ursprüngliche Heterogenität der Gruppen, von denen jede sich in ihrer Eigenart behaupten und geltend machen will, was unvermeidlich zum Kampf und durch diesen Kampf zu den Zwangsorganisationen der Herrschaft der Einen über die Anderen führt, die wir Staaten nennen. Daraus geht aber auch hervor, daß es ohne solche Kämpfe, ohne diese unvermeidlichen Äußerungen des Selbstbehauptungstriebes der Gruppen, nie eine Entwicklung der Menschheit, nie Staaten und nie eine Geschichte gegeben hätte.

Die Aufgabe einer wissenschaftlichen Geschichtsschreibung kann daher keine andere sein als eben die Darstellung dieses überall im Bereich der Dekumente sich abspielenden Naturprozesses, der immer wieder vom Kampf zu Staatsgründung fährt und in fortgesetztem, ewigen Kampf der sozialen Gruppen im Staate dessen innere Struktur den stets sich ändernden Machtverhältnissen dieser sozialen Gruppen anpaßt. Dabei fällt dem Staat als solchem die Rolle zu, diese ungleichen sozialen Elemente durch eine ihnen aufgezwungene Rechtsordnung und deren Aufrechterhaltung stets in einem allerdings labilen Gleichgewicht zu erhalten. Ich sage: in einem labilen Gleichgewicht; denn von einem stabilen Gleichgewicht kann nie und nimmer die Rede sein, ein solches kann nie erreicht werden. Denn in der Natur herrscht überall Bewegung, da Leben doch nichts Anderes ist als Bewegung. Daher ändert sich auch im Staat der Kräftezustand der einzelnen Gruppen stets und diese Änderungen müssen, in Folge des Selbstbehauptungstriebes jeder Gruppe, gleich wieder eine entsprechende „Umwälzung“ oder, wie man es auch zu nennen liebt, einen „Umsturz“ der bisher bestandenen Rechtsordnung herbeiführen. Dieser fortwährende Anpassungsprozeß der öffentlich-rechtlichen Formen des Staates an die stets in Fluß begriffenen Machtverhältnisse der sozialen Gruppen bildet den Kern aller „politischen Geschichte“ und ihre Darstellung die einzig wissenschaftliche Aufgabe der Geschichtsschreibung.

Graz.

Professor Ludwig Gumplowicz.



Einiges über Totentänze.

Die größte Ironie des Lebens ist der Tod. Daß ein machtvoller Herrscher, vor dem die Welt erzittert, daß ein Kind, das erst zum Leben erwacht ist und das lachend in blumige Paradiese hineinschaut, daß ein dem besonderen Schutz Gottes befohlener Frommer in einem Augenblick durch ein giftiges Insekt, durch ein eingeathmetes Stäubchen, durch ein Nichts in ein Nichts verwandelt werden kann —: dieses Geschick, dem der Mensch verfallen ist, trägt den Ausdruck stammigen Hohnes in seinem Sphinx-Antlitz. Und der Mensch vergißt seinen Kummer, überwindet seinen Schmerz und hebt sich zur Ironie empor, wenn er die Bewegtheit und gleichzeitig die Nichtigkeit seiner auf so schwankem Grunde aufgethürmten Anmaßungen ins Auge faßt. Seiner Anmaßungen: damit wird die Ironie zur Selbstironie und dem Element der Komik, das sich zur Selbstbelächelung entfaltet, gesellt sich ein anderes Element hinzu, jener gewisse grimmige Humor, für den wir den bezeichnenden Ausdruck „Galgen-Humor“ besitzen.

Die sinnbildliche, künstlerische Verkörperung dieses auf den Todesgedanken in solcher Auffassung bezogenen Humors ist der „Totentanz“, der seit dem vierzehnten Jahrhundert bis in unsere Zeit eine gewisse feste Stellung in den von diesem Gedankengehalt besetzten Kunstgebilden behauptet hat. Der antike Mensch war zu unbefangen, zu heiter und für die Spaltung des Eindrucks, die den Größenabstand berücksichtigt, ein zu ungetheilter Mensch. Daher lag ihm die Ironie überhaupt — nicht nur in ihrer Anwendung auf den Tod — fern. Anders das reflektirende Mittelalter. Die Nichtigkeit des Lebens war ihm ohnehin durch seinen religiösen Standpunkt nah gebracht. Die Ironie, die aus dem Abstände des äußeren Glanzes von der inneren Hohlheit herauswächst, fand leicht den Zugang zu seinem Empfinden und übertrug sich in seiner Auffassung ohne Schwierigkeit auf das Verhältnis des Todes zum Leben.

Ironischer kann aber der Tod dem Leben, das vor ihm zurückschauert, nicht gegenüber gestellt werden, als wenn er sich ihm als Tänzer nähert oder als Spielmann, der zum Tanz auffordert oder den Reigen eröffnet. Welcher grimmige Humor liegt doch in dieser Vorstellung, die die lebendigste Sinnenfrische, die Fleisch und Blut gewordene Lust an der Bewegung, gerade mit dem Tod, in dessen fleisch- und blutlosen Armen das Leben erstarrt und der Herzschlag stockt, in Verbindung bringt! Es ist daher leicht zu verstehen, daß das Verlangen nach allegorischer Verkörperung hier anknüpfte, und eben so, daß das altfranzösische religiös-dramatische Motiv der „danse macabre“ (chorea Machabaeorum) in diesem Sinne zunächst eine Erweiterung erfuhr. Gerade der französische Volksgestir mit seiner Neigung zu spöttischer

Ausgelassenheit, die das Frivole leicht streift, war für eine Ironisirung unseres Verhältnisses zum Tode, die den Ernst hinter einer heiteren Maske verdeckt, vortrefflich geeignet.

Von Frankreich ging der „Totentanz“ nach England, ganz besonders aber nach Deutschland über und wurde überall volkstümlich, so daß Kirchen, Kapellen und Kirchofismauern sich mit seinen Darstellungen bedeckten. Berühmt ist der Totentanz in der Marienkirche zu Lübeck, wo vierundzwanzig menschliche Gestalten in absteigender Ordnung, zwischen je zweien eine springende oder tanzende Todesgestalt im Grabschuch, einen einzigen Reigen darstellen. Im deutschen Geist erweiterte und vertiefte sich das Todesthema aber noch zu größerem Umfang; und wenn auch für alle diese dem Stoff nach verwandten Darstellungen die populäre Benennung „Totentanz“ beibehalten wurde, so deckte sich doch der Inhalt später nicht mehr ganz mit der ursprünglichen Meinung. In Hans Holbeins für den Holzschnitt bestimmten *imagines mortis* ist das Tanzmotiv fallen gelassen. Der ernste Deutsche hatte das Bedürfnis, die ironische Maske zu lästern und dahinter blicken zu lassen, an Stelle des halb schreckhaften, halb heiteren Gaukelbildes den bitteren Ernst zu setzen und zu zeigen, wie heimtückisch, wie schleichend, wie hinterlistig, wie feindselig der Tod — wenigstens in der Mehrzahl der Fälle — zu Werke geht. Er schmückt die Braut mit grauenhaften Totengebeinen, den Blinden geleitet er als verrätherischer Führer, dem König kredenzt er einen verderblichen Trank, heimlich beschleicht er den auf goldenem Sessel thronenden Papst, die Kaiserin lockt er ins offene Grab, des Kriegers Rüstung durchbohrt er. Und die Wahrnehmung bestätigend, daß das Lebendige gerade da häufig zu zögern scheint, wo es ersehnt wird, geht der Tod nur an dem ausfägigen Lazarus, der um Erlösung fleht, vorüber.

Wenn Holbein das allgemeine Menschenloos als Motiv seiner ergreifenden, vielseitigen und häufig nachgeahmten Darstellungen festhielt, so übertrug Alfred Rethels gewaltiger Griffel sie im Sturmjahre Achtundvierzig mit großem Geschick auf das politische Gebiet. Der Tod ist hier als Volksverführer gedacht. Lüstern nach Leichen, heßt er die bethörten Volksmassen auf die Barrikaden, wo sie „Freiheit und Gleichheit“ in der Auslöschung des Lebens finden. Der von R. Reinick gedichtete „erklärende Text“ schließt mit den Verszeilen:

„Der sie geführt — es war der Tod!
Er hat gehalten, was er bot.
Die ihm gefolgt, sie liegen bleich,
Als Brüder Alle frei und gleich.

Seht hin: die Maske that er fort;
Als Sieger, hoch zu Rosse dort
Zieht, der Verwesung Pohn im Blick,
Der Held der rothen Republik.“

Die Zeichnung des mit Hut, Hahnenfeder und Mantel drapirten Todes, seines schraubenden Rosses, der Barrikadenkämpfe und der allgemeinen Verwüstung zeigt das höchste Maß kraftvoller Charakteristik in der dem Künstler eigenen Einfachheit. Alles athmet den Ernst des Todes. Die spottende Selbstironie, das eigentliche Element des Totentanzes, verschwindet hinter dem Grauen, das der Künstler über den geschichtlichen Vorgang ausgebreitet hat. Es liegt Etwas von dem zerschmetternden Gewicht eines Strafgerichtes für schwere Verirrungen in dem verheerenden „Totentanz.“ Auch von Kaulbach existiren vier Blätter, die ich leider nicht kenne. Von neueren Künstlern hat Lührig vor mehreren Jahren eine Reihe von Darstellungen veröffentlicht, die sich durch eine gewisse drastische Charakteristik hervorthaten.

Dagegen hat die Dichtkunst zu allen Zeiten wenig Vorliebe für den Totentanz gezeigt und sich meistens auf Begleitverse zu den bildlichen Darstellungen beschränkt. Eine Dichtung Bechsteins vom Jahre 1831 ist unbedeutend und verdient deshalb keine eingehende Würdigung. Und doch steckt in dem Stoff eine Fülle interessanter Beziehungen und Gesichtspunkte, die namentlich für einen Humoristen mit philosophischen Tief Sinn verlockend sein müßten. Wie sehr Das der Fall ist, hat besonders ein auswärtiger Dichter, der Däne Gjellerup, in seiner vor einigen Jahren erschienenen „sonderbaren Geschichte,“ dem „Pastor Mors“, bewiesen. Gjellerup hat hier in der That alle die Töne ange schlagen, die, an Zweifel, Spott, Weltverachtung und tiefen Ernst anklingend, geeignet sind, in den entlegensten Tiefen menschlichen Empfindens nachzuzittern, ohne daß die aesthetische Wirkung darunter leidet. Da die kleine Geschichte, obgleich sie deutsch geschrieben und in Deutschland zuerst veröffentlicht worden ist, wenig bekannt geworden zu sein scheint, so darf ich hier auf ihren Inhalt etwas näher eingehen. Die Situation, die der Dichter erfunden hat, ist eigentlich eine Umkehrung des alten Totentanzthemas und eben durch diese Umkehrung erinnert sie daran. Im „Pastor Mors“ wird nicht der Mensch, sondern gewissermaßen der Tod selbst vor seine eigene Vernichtung gestellt. Ein gelehrter Professor, Theologe, glaubt, den unumstößlichen Beweis für die persönliche Fortdauer des Menschen nach seinem Tode gefunden zu haben, und schickt sich an, diesen Beweis urbi et orbi in einem gründlichen Werke zu verkünden. Eben hat er seine Arbeit beendet, als ihm ein „interessanter Fremder“ gemeldet wird. Der Eintretende ist augenscheinlich Geistlicher, er trägt eine gewisse Amtswürde zur Schau, aber das Gesicht ist von einer entsetzlichen, „charaktervollen“ Häßlichkeit. Es ist erbsahl, — kaum daß es sich den ungeheuren, breiten Mund entlang ein Wenig röhrete, denn von eigentlichen Lippen konnte man überhaupt nicht sprechen. Die Augen verschwanden hinter grauen Brillengläsern, die Backenknochen waren vorspringend, besonders aber war die Nase abscheulich; sie

war winzig klein und dabei so aufgestülpt, daß es schien, man könnte durch die Nasenlöcher gerademwegs ins Innere des Kopfes hinein sehen."

Nachdem der Fremde sich eingeführt hat, läßt er durchblicken, daß er von dem unsterblichen Werk, das das Licht der Welt erblicken soll, gehöret habe und daß er, da ihm diese Frage immer ganz besonders interessant gewesen sei, komme, um den Wunsch nach einer gelehrten Unterhaltung über dieses Lieblingsthema erfüllt zu sehen. Denn eigentlich, Das müsse er gestehen, hätten ihn weder die Scholastiker noch die Neueren ganz befriedigt. „Ganz mein Fall," ruft der Professor seelenbergnügt aus, „gerade von diesem Gesichtspunkt aus habe ich ja mein Buch geschrieben. Keine Unterhaltung könnte mir erwünschter sein als eben diese."

Die Unterhaltung beginnt; sie ist vom Verfasser mit leichten Strichen humoristisch skizzirt. Aber sonderbar: von dem Vergnügen, das der Professor sich versprochen hat, will sich gar nichts entwickeln. In unheimlich wachsendem Maße muß er erleben, daß Alles, was der Pastor Noth anrührt, womit er in Beziehung tritt, Reiz und Bedeutung verliert. Selbst seine eigenen Beweisgründe für die Unsterblichkeit erscheinen ihm nichtig und inhaltslos, sobald der Pastor sie zustimmend wiederholt. Mit heimlichem Grimm fragt er sich, warum sein Kontrater nicht darauf verfällt, diesen oder jenen Einwand zu erheben.

Auch die Natur entfärbt und entseelt sich, da er auf einem einsamen Spaziergang Jenen an seine Lieblingsplätze führt. Sie machen heute keinen Eindruck auf ihn, und als er gar in das ländliche Wirthshaus „Zur guten Stunde" einkehrt, begegnet es ihm, daß „Margretlein hold am Lindenthor", die ihm den „kühlen Schaum" einschänkt, — sonst sein Liebling — heute, als sie zufällig mit dem Arm seine Wange streift, kein elektrisches Fluidum auf ihn ausströmt, während sogar Pastor Noth, von ihrem Liebreiz bezwungen, einen Anlauf nimmt, sie in den Arm zu kneifen.

Ein Gemisch von leisem Geisterschauer und spielendem Tiefinn entfaltet sich in den Gesprächen, die bald das Verhältniß des Geschlechtslebens, bald das der Ernährung zum Jenseits in barocker Metaphysik berühren, wobei dem Professor immer schlimmer zu Rathe wird. Endlich dämmert der Abend, die Landschaft hat sich verdüstert, am Himmel jagen Wolken, „oben noch im sterbenden Tageslicht leuchtend, unten traurig grau und zerseht, als ob die Baumwipfel, die sie zu streifen schienen, ihren Saum gerissen hätten." Die Unterhaltung ist schon lange ins Stocken gerathen. Am Eingang des Kirchhofes macht der unheimliche Begleiter plötzlich Halt, um sich zu empfehlen. Dem Professor, der sich seine Adresse ausbittet, um ihm einen Gegenbesuch machen zu können, wehrt er ab. „Ihre Zeit ist zu kostbar, außerdem würde ich wohl morgen schwerlich noch zu treffen sein.

Es ist diesmal leider nur ein kurzer Besuch gewesen, aber ich werde bestimmt wiederkehren.“ Eisfalt rieselt es dem Professor bei dieser Verheißung über den Rücken; und als Pastor Nors ihm gar zum Abschied seine Hand reicht, eine Hand, „die mager zu nennen, die Ragerkeit beleidigen hieße“, da übermannt ihn ein Gefühl der vollständigen Auflösung des Ichs, schrecklich und unüberschaulich, „wie die bläulich zusammensiehende Tiefe für den schwindligen Bergsteiger.“ „Ja,“ ruft es jetzt wider Willen in ihm, „würst Du ein Brahmine oder Buddhajünger, dann könntest Du jetzt rufen: Nimmerwiederkehrer ist mein Name! Nicht soll ich wieder die freudlose Wüste Sararas durchwandern, im kühlen Schatten bin ich gebettet; durchschwommen habe ich das Meer der Geburt und des Todes und das stille Ufer erreicht, — Nirwana ist mein Loos.“

„Also hättest Du dann selig psalmodirt. So aber — weil Dein ganzes Denken und Trachten auf ein „Sich-Anklammern an das Ich“ eingestellt ist — mußt Du jetzt das Furchtbarste erleben, was man ausdenken könnte, mußt eben Das erleben, was Du sonst nur erstorben hättest, und in das lebendige Bewußtsein die Bewußtlosigkeit des Todes aufnehmen.“

Die überwältigende Wirkung dieser Verabschiedung, wo alle bisher angeschlagenen Saiten noch einmal zu einem grellen Akkord zusammenklingen, ist besonders gelungen, eben so die Schilderung der Naturstimmung. Als Pastor Nors sich zum Gehen wendet und noch einmal seinen Totenschädel zum Gruß entblößt, heißt es: „Hastigen Schrittes eilte die hohe, schwarze Gestalt die Gräbergasse hinauf. Ein letzter greller Nachschein des gestorbenen Herbsttages zitterte gespensterhaft über den Grabkreuzen; der Wind wüthete in den Bäumen und trieb den langen Ueberrock des Pastors zwischen seine Stelzenbeine, dürrer Laub tanzte wirbelnd in seinen Fußstapfen . . .“

Damit ist die „seltsame Geschichte“ eigentlich zu Ende. Einen humoristischen Schlusrefrain, in den sie ausklingt, übergehe ich. Fragen wir zum Schluß nach dem philosophischen Kern des Ganzen, so sind hier offenbar zwei Auslegungen möglich. Die personifizirt eingeführte Todesgewalt kann als eigentliche Vernichtung gedacht werden und der Tod, dem seine Wesenhaftigkeit, die Vernichtung, streitig gemacht werden soll, erlaubt sich, dem Professor eine gründliche Lektion zu erteilen, — freilich, ohne ihn zu bekehren. Denn welcher Gelehrte wäre wohl je zu bekehren gewesen? Oder der Tod kann als der „große Unbekannte“ gedacht werden, der sein Geheimniß gewahrt wissen will und der die Vermessenheit des Erdenwurms mit souveräner Ironie erdrückt. In beiden Fällen tritt uns ein Tiefinn von ergreifendem Gehalt entgegen, der kaum in einer anderen Form als der des Totentanzes so übermüthig und so ernsthaft wirken, eine so schaurige und zugleich so poetisch anwuthende Gestalt gewinnen konnte.

Die Nothwendigkeit.

Am dem Lande, wo der Lotus blüht und der heilige Fluß seine Gewässer rollt, waren keine weiseren Brahminen als Darnu und Purana. Niemand hatte die Heiligen Bücher besser erlernt und Niemand sich in die alte Weisheit tiefer versenkt. Als sie aber die Grenze des Lebensommers erreicht hatten und das Schneegestöber des nahen Winters ihre Haare mit Flocken überstreute, waren die Beiden doch noch unzufrieden. Die Jahre gingen vorüber, das Grab kam immer näher, — und die Wahrheit schien ihnen immer entfernter zu sein.

Da sie nun wußten, daß das Grab nicht in die Ferne gerückt werden kann, beschloßen sie, der Wahrheit näher zu gehen. Zuerst legte Darnu Reisfelleider an, befestigte eine Kürbissflasche mit Wasser an seinem Gürtel, ergriff den Pilgerstab und machte sich auf den Weg.

Zwei Jahre war er rastlos gewandert, da kam er an den Fuß eines gewaltigen Berges und bemerkte hoch oben auf einem Abhang, wo die Wolken nächtigen, die Trümmer eines Tempels. Nicht weit vom Weg auf einer Wiese hüteten Hirten ihre Heerden und Darnu wandte sich an sie mit der Frage: „Was ist das für ein Tempel? Welche Menschenart opferte dort? Und welchem Gott?“

Die Hirten blickten abwechselnd auf den Berg und auf den Frager und wußten nicht, was sie antworten sollten. Endlich sagten sie:

„Wir sind Thalbewohner und wissen nicht, was wir Dir antworten sollen. Unter uns lebt aber ein alter Hirt, Anurudscha, der seine Heerden einst auf diesen Höhen weidete. Vielleicht weiß er Dir zu antworten“ . . . Und sie riefen den Greis.

„Auch ich kann Dir nicht künden“, sprach er, „welche Menschen dort opferten, welchem Gott und wann sie opferten. Aber mein Vater hörte von seinem Großvater, sein Urahne habe ihm erzählt, auf den Hängen dieser Berge habe einst ein Geschlecht von Weisen gewohnt, die alle umkamen, nachdem sie diesen Tempel erbaut hatten. Und ihre Gottheit hieß Nothwendigkeit.“

„Nothwendigkeit?“ rief Darnu lebhaft aus. „Aber weißt Du nicht, guter Vater, welches Aussehen diese Gottheit hatte und ob sie noch jetzt in dem Tempel wohnt?“

„Wir sind einfache Leute“, antwortete der Alte, „und uns ist es nicht gegeben, solche schweren Fragen zu beantworten. In meiner Jugend aber — Das ist schon sehr lange her — weidete ich die Herden auf diesen Hängen. Damals stand dort noch ein Hügel von schwarzem, glänzenden Stein. Bisweilen, wenn mich Gewitter in der Nähe überraschten — und die Gewitter sind in diesen Klüften fürchterlich —, trieb ich meine Heerde unter das schützende Dach des alten Tempels. Es geschah auch wohl, daß Anhapali, die Hirtin des benachbarten Hanges, erschreckt und zitternd sich dorthin flüchtete. Dann erwärmte ich sie in meinen Armen und der alte Hügel sah uns seltsam lächelnd an. Doch that er uns niemals Etwas zu Leide. Vielleicht, weil Anhapali ihn jedesmal mit Blumen schmückte. Man sagt aber . . .“

Der Hirt hielt inne und blickte unentschlossen auf Darnu, als ob er sich scheute, weiterzusprechen.

„Was sagt man? Erzähle zu Ende, guter Mensch“, bat der Weise.

„Man sagt, nicht alle Anhänger des alten Gottes seien umgekommen, sondern Einige hätten sich durch die Welt zerstreut; und manchmal, wenn auch selten, komme Einer hierher, erkundige sich — wie Du — nach dem Wege zum Tempel und gehe dorthin, den alten Gott zu befragen. Solche verwandte der Gott dann in Steine. Kumbige Leute haben Bildsäulen im Tempel gesehen, die von Winden und anderem Schlingengewächsen reichlich umrankt waren und eine gewisse Ähnlichkeit mit stehenden Menschen hatten. Auf einigen nisteten die Vögel. Nachher zerfielen sie allmählich in Staub.“

Darnu sann dieser Erzählung nach und dachte bei sich: „Sollte ich vielleicht meinem Ziele nah sein? Heißt es nicht: Wer wie ein Blinder nicht sieht, wie ein Tauber nicht hört, wie ein Baum gefühllos und unbewegt ist, Wer hat Ruhe und Erkenntniß gefunden?“ Und er wandte sich dem Hirten zu.

„Mein Freund, sei so gut, mir den Weg zum Tempel zu weisen.“

Der Hirt war dazu bereit; und während Darnu schon auf dem von Unkraut überwucherten Pfad vorauseilte, wandte er sich zu seinen Genossen und sagte:

„Der alte Gott fordert ein neues Opfer; bald wird im Tempel eine Bildsäule mehr sein.“

Dann dauerte es eine Weile — etwa einige Wochen oder noch länger —, da stand abermals ein Wanderer am Fuße des Berges und fragte nach dem Tempel. Auch er ließ sich von dem Alten den Weg weisen, stieg behend den Berg hinan und der Alte sagte kopfschüttelnd: „Die zweite Bildsäule!“

Das war Purana, der den Wegspuren Darnus gefolgt war, denn er dachte: „Findet Darnu die Wahrheit, so soll man von Purana nicht sagen, er habe sie nicht auch zu finden geruht.“

Immerhin hatte Darnu doch einen Vorsprung. Der Weg war beschwerlich. Man sah, daß schon lange keines Menschen Fuß den verwilderten Pfad mehr betreten hatte. Aber Darnu überwand alle Hindernisse und kam endlich an ein verfallenes Thor, das in alterthümlichen Zeichen die Inschrift trug: „Ich bin die Nothwendigkeit, die Beherrscherin aller Veränderungen.“ An den Außenwänden waren weder Bildwerke noch Zierrathe, sondern nur Ziffern und räthselhafte Berechnungen zu sehen.

Darnu schritt durch das Thor und betrat das Heiligtum. Hier war Alles Zerstückung. Aber selbst die Zerstückung war wie versteinert und es schien, daß die Trümmer schon Jahrhunderte lang so da lagen. In einer Wand befand sich eine breite Nische, dort führten einige Stufen zu einem Altar, auf dem ein schwarz glänzender, steinerner Götz stand; und das Bild lächelte seltam über die Verödung hin. Unten hatte sich ein Bach seinen Weg gebahnt und füllte die lauschige Stille mit dem Murmeln seines Geklätschers. Einige Palmen neigten ihre Wurzeln in der feuchten Kühle und ihre Kronen ragten zum blauen Himmel empor, der durch das zerstückte Tempeldach frei hereinschaute.

Darnu fühlte sich von dem Zauber dieses Ortes eigenartig ergriffen und beschloß, die geheimnißvolle Gotttheit, deren Hauch den zerstückten Tempel, wie es schien, immer noch erfüllte, zu befragen. Er schöpfe Wasser aus dem Bach, hob einige Früchte auf, die ein alter Feigenbaum von seinem Wipfel fallen ließ, und begann seine Vorbereitungen nach den Regeln, die in den Büchern der Anschauung verzeichnet sind. Er setzte sich vor den Gößen, einen Fuß unter den anderen schlagend,

und schaute ihn lange an, um das Bild seinem Geiste einzuprägen. Dann entblühte er seinen Leib und heftete seine Augen auf die Stelle, die ihn vor seiner Geburt mit dem Leben verbunden hatte. Denn es ist bekannt, daß zwischen Sein und Nichtsein das Erkennbare wohnt und daß die Offenbarung nur aus dem Anschauen kommen kann.

So überraschte ihn der Sonnenuntergang des ersten Tages und der Sonnenaufgang des zweiten. Dann wechselte noch einige Male die Mittagsschwüle mit der Kühle des Abends und die Schatten der Nacht räumten ihren Platz dem Lichte der Sonne, . . . aber Darnu saß unbeweglich da. Nur selten reichte er den Kürbis nach Wasser aus oder hob in halbem Bewußtsein eine Frucht auf. Seine Augen wurden trüb und starr und seine Glieder schwoilen an. Anfangs empfand er die Qual der Unbeweglichkeit unter starken Schmerzen. Dann aber verschwanden diese Schmerzen in der Tiefe der Unbewußtheit und vor dem Blick des Weisen stieg eine neue Welt in seltsamen Gesichten und Bildern auf. Sie hatten keine Beziehung mehr zu Dem, was er fühlte, sie waren beziehungslos und lebten für sich selbst. „Das kommt daher,“ dachte Darnu, „in ihnen offenbart sich die Wahrheit . . .“

Wie viel Zeit ihm so verstrich, ist schwer zu sagen. Das Wasser im Kürbis trodnete ein und sanft bewegten die Palmen ihre Blätterwedel. Reife Früchte rissen sich los und rollten dem Weisen vor die Füße. Doch ließ er sie liegen. Denn er war schon beinahe frei von Durst und Hunger. Endlich hörte er auf, das Licht des Tages von der Finsterniß der Nächte zu unterscheiden. Er schaute im Geist die ersehnte Offenbarung. Aus seinem Kabel begann der grüne Stamm eines Bambus zu wachsen, der in einen Knoten auslief, wie gewöhnliches Rohr. Aus dem Knoten wuchs ein neuer Abzapf in die Höhe und so gebiet der Stamm bis zu fünfzig Abzäpfen, der Zahl der Jahre des Weisen. Auf der Spitze ließ sich, statt eines Blattes oder einer Blüthe, ein Gebilde nieder, dem Böyen im Tempel gleich. Dieses Gebilde blickte auf Darnu mit einem bösen Lächeln.

„Armer Darnu,“ sagte es endlich, „wozu kommst Du hierher unter großer Mühe? Was willst Du, armer Darnu?“

„Ich suche die Wahrheit“, antwortete der Weise.

„Dann schaue mich an: ich bin, was Du suchst. Aber ich sehe, daß ich Dir unangenehm und niedrig bin.“

„Deine Rede ist mir unverständlich“, sagte Darnu.

„Höre darum! Du siehst die fünfzig Abzäpf des Rohres.“

„Fünfzig Abzäpf des Rohres! Das sind meine Jahre“, sagte der Weise.

„Und ich sitze auf ihrem Wipfel, weil ich die Nothwendigkeit bin, die Beherrscherin aller Bewegungen. Alle Geschöpfe, alles Athmende, alles Lebende ist ohnmächtig, kraftlos, machtlos. Unter dem Joch der Nothwendigkeit erreicht es das Ziel seines Seins, nämlich den Tod. Ich habe alle fünfzig Abzäpf Deines Lebens regirt von der Wiege bis zum jetzigen Augenblick. Du hast in Deinem Leben nichts vollbracht, keine gute und keine schlechte That. . . Nicht Du hast im Drange Deines Herzens dem Armen einen Almosen gegeben, nicht Du hast gorhart einen Feind geschlagen. Du hast keine einzige Rose in Deinem Klostergarten aufgezogen, keinen einzigen Baum im Walde gefällt, kein einziges Thier gefüttert, keine einzige Mücke getödtet, die Dein Blut sog. Du hast keine einzige Bewegung in Deinem Leben vollbracht, die nicht vorher von mir berechnet war. Denn ich bin die Nothwendigkeit.“

Du warst stolz auf Deine Thaten oder Du verankst in tiefe Neue über Deinen Fehl. Dein Herz zitterte in Liebe oder Bosheit, aber ich, ich lachte über Dich, weil ich die Nothwendigkeit bin und Alles von mir im Voraus berechnet war. Wenn Du auf den Marktplatz hinaus gingest, um Andere, Thoren, wie Du selbst Einer bist, zu lehren, da lachte ich und sprach zu mir: Nicht lange wird es währen, bis Darnu seine Weisheit den gläubigen Thoren verkünden und seine Heiligkeit mit den Sündern theilen wird. Und das Alles, nicht, weil Darnu heilig und weise ist, sondern, weil ich, die Nothwendigkeit, einem Flusse gleich bin und Darnu einem Blatte, das vom Flusse fortgetragen wird. Armer Darnu, Du dachtest, die Begier nach Wahrheit habe Dich hierher gebracht. . . . Aber auf diesen Wänden ist in meinen Berechnungen der Tag und die Stunde verzeichnet, da Du diese Schwelle überschreiten mußt, weil ich die Nothwendigkeit bin . . . Armer Weiser!"

„Du bist mir widerwärtig“, sagte der Weise mit Abscheu.

„Ich weiß es. Weil Du Dich für frei hieltest und ich die Nothwendigkeit bin, die Beherrscherin aller Deiner Bewegungen.“

Da ergrimmete Darnu, ergriff alle fünfzig Abfälle des Nohres und schleuderte sie weit von sich. „So“, sagte er, „thue ich mit allen fünfzig Abfällen meines Lebens, weil ich alle diese fünfzig Jahre nur ein Spielzeug der Nothwendigkeit war. Jetzt bin ich frei, weil ich sie erkannte und ihr Joch abzuwerfen beschloß.“

Aber die Nothwendigkeit lachte, ungesehen in der Finsterniß, die die trüben Augen des Weisen umgab, lachte und sagte abermals:

„Nein, armer Darnu, Du bist doch mein, weil ich die Nothwendigkeit bin.“

Da öffnete Darnu mit Mühe seine Augen und gewahrte, daß seine Beine angeschwollen waren und schmerzten. Er wollte sich erheben, aber er sank kraftlos wieder zusammen. Da ward ihm der Sinn aller Inschriften und aller Berechnungen im Tempel klar. Und als er seine Glieder recken wollte, sah er, daß auch Das schon auf der Wand geschrieben stand. Und er hörte, wie aus einer anderen Welt, die Stimme der Nothwendigkeit:

„So erhebe Dich doch, armer Darnu, mit Deinen angeschwollenen Gliedern! Du hehst: 999988 Deiner Brüder thun es ja. Daß Du es nicht kannst: Das ist Nothwendigkeit!“

Darnu blieb mit Verdruss in der vorigen Stellung, die ihm jetzt noch viel mehr Schmerzen verursachte. Aber er sagte zu sich: „Ich werde Einer unter dieser großen Menge sein, der sich der Nothwendigkeit nicht unterwirft, weil ich frei bin.“

Unterdessen ging die Sonne durch den Zenith, schien durch die Oeffnung des Daches und begann, den dürstig bekleideten Körper des Weisen zu braten. Darnu streckte seine Hand nach dem Kürbis aus. Aber er merkte, daß auch Das auf der Wand in der Zahl 999988 geschrieben stand, und die Nothwendigkeit sagte abermals: „Armer Weiser! Jetzt mußt Du trinken.“

Da ließ Darnu den Kürbis auf seinem Plaze liegen und sagte: „Ich werde nicht trinken, weil ich frei bin.“

Abermals lachte Jemand in einer entlegenen Ecke des Tempels; und in diesem Augenblick reifte eine der Früchte auf dem Feigenbaum und fiel herab, dicht neben die Hand des Weisen. Und auf der Wand änderte sich sofort eine Ziffer. Darnu verstand, daß Das ein neuer Angriff der Nothwendigkeit auf seine innere Freiheit war. „Ich werde nicht essen“, sprach er. „Ich bin frei!“

Und abermals lächelte Jemand im Hintergrunde des Tempels und im Haufchen des Baches hörte er die Worte: „Armer Darnu!“

Da wurde der Weise jornig. Er blieb unbeweglich, schaute nicht auf die Früchte, die sich hie und da von den Zweigen locktriffen, und hörte nicht auf das lockende Klüffern des Wassers, sondern wiederholte nur immer das einzige Wort: „Ich bin frei, frei, frei!“ Und damit die Frucht trotz seiner Freiheit nicht in seinen Mund falle, preßte er die Lippen zusammen und biß die Zähne auf einander. So saß er lange, befreit von Hunger und Durst. Endlich schrumpfte er ein und ward hart wie Holz, selbst die Begriffe von Zeit und Raum verlor er und unterschied nicht mehr Tag und Nacht. . . . Unaufhörlich aber wiederholte er sich, daß er jetzt innerlich frei sei. Nach einiger Zeit flogen die Vögel, die sich an den Anblick seiner Erstarrung gewöhnt hatten, zu ihm und setzten sich auf seinen Kopf. Und ein Paar wilder Tauben baute sein Nest auf Darnus Turban und brütete in den Falten sorglos die Jungen aus. „O dumme Vögel!“ dachte der Weise, als zuerst das Gurren der Tauben und dann das Zwitschern der jungen Vögel durch den Vorhang der inneren Freiheit in sein Bewußtsein drangen. „Das Alles thun sie, weil sie nicht frei sind und sich den Gesetzen der Nothwendigkeit fügen.“ Und als seine Schultern sich mit dem Schmutz der Vögel bedeckten, sagte er zu sich: „Die Dummen! Auch Das thun sie nur, weil sie nicht frei sind.“ Sich selbst aber hielt er für ganz und gar frei und den Göttern verwandt. . . . Dem Boden entsprossen biegsame Windstengel und begannen, sich um seine starren Glieder zu ranken.

Noch einmal wurde der weise Darnu aus seinem bewußtlosen Zustand aufgerüttelt und hatte sogar in einem entfernten Winkel seiner Seele ein Gefühl leichten Staumens. Das geschah durch das Erscheinen des weisen Purana. Der weise Purana kam auf dem selben Wege wie Darnu zu dem Tempel, las die Inschrift über dem Eingang, trat in das Innere und erblickte die Zeichen an den Wänden.

Aber er war seinem trotzigem Freunde sehr wenig ähnlich. Sein gutmüthiges, rundes Gesicht und sein Körper waren von behaglicher Härte. Die Augen leuchteten ihm und die Lippen lächelten. Seine Weisheit war nicht süßlich, wie Darnus, und was er suchte, war mehr die Ruhe als die Freiheit.

Er schritt durch den Tempel, näherte sich der Nische, neigte sich vor der Gottheit, und als er den Bach und den Feigenbaum sah, sagte er: „Hier ist eine Gottheit von angenehmem Lächeln, hier ist ein Fluß mit süßem Wasser und ein Feigenbaum. Was braucht ein Mensch mehr zum glückseligen Schauen? Und hier ist auch Darnu! Er ist schon so glücklich, daß ihm die Vögel auf dem Kopf nisten.“

Der Anblick des weisen Freundes war keineswegs lieblich; und doch schaute ihn Purana voll Andacht an und sprach zu sich selbst: „Er ist unzweifelhaft glücklich; aber er brauchte immer zu gewaltsame Mittel, um zur Anschauung zu kommen. Ich werde mich der höchsten Grade der Glückseligkeit enthalten und hoffe, dann meinen Landsleuten erzählen zu können, was ich auf den niedrigeren gesehen habe.“

Nachdem er sich durch Trank und saftige Früchte gelabt hatte, setzte er sich ganz bequem hin, nicht weit von Darnu, und begann mit der selben Art der Anschauung der Regeln gemäß, d. h. er entblößte den Leib und richtete seinen Blick auf den selben Ort wie der erste Weise. So verstrich auch ihm die Zeit, wenn auch langsamer, weil der gutmüthige Purana oft seine Anschauung unterbrach, um sich

an dem Wasser und den saftigen Früchten zu erfrischen. Aber endlich wuchs auch aus dem Leib des zweiten Weisen ein Bambusstamm und lief in fünfzig Abfäße aus, die den Jahren seines Lebens entsprachen.

Auf den Gipfel setzte sich wiederum die Nothwendigkeit, aber in dem Rebel des Halbseins schien ihm, daß sie angenehm lächle, und er sprach zu ihr mit eben so angenehmem Lächeln: „Wer bist Du, holde Gottheit?“

„Ich bin die Nothwendigkeit, die alle fünfzig Abfäße Deines Lebens beherrscht. Was Du gethan hast, hast Du nicht gethan, sondern ich. Denn Du bist nicht mehr als ein Blättchen, das vom Winde fortgerissen wird, und ich bin die Beherrscherin aller Bewegungen.“

„Dann sei gesegnet! Ich sehe, daß ich zu Dir nicht vergeblich kam. Fahre fort, auch künftig Deine Arbeit für Dich und für mich zu verrichten, und ich werde Dich in angenehmem Anschauen beobachten.“ Und er versank in Schlummer mit einem glücklichem Lächeln auf seinen Lippen. So setzte er sein angenehmes Anschauen fort. Von Zeit zu Zeit streckte er den Arm zum Wasser hin und hob die Frucht auf, die vor seine Füße rollte. Aber sein Vergnügen daran schwand immer mehr, weil sein ansehender Schlummer ihn immer mehr überwältigte. Die Früchte, die zu seinen Füßen lagen, waren aufgezehrt. Um neue vom Baum zu bekommen, mußte man sich bewegen. Endlich sprach er bei sich selbst:

„Ich bin ein dummer Weiser, der sich von der Wahrheit entfernt hat und sich eitlem Sorgen hingiebt. Vielleicht beist du deshalb die gute Gottheit nicht mit ihren Offenbarungen. Hier vor mir am Baum hängt eine reife Frucht und mein Magen ist leer. Muß ich, um die Frucht zu bekommen, zuerst meinen Willen anstrengen, dann meine Muskeln anspannen? Sagt das Gesetz der Nothwendigkeit nicht klar und deutlich, daß, wo ein hungriger Magen und eine Frucht ist, nothwendig die Frucht zum Magen hingezogen wird? Also, gute Nothwendigkeit, ich ergebe mich Deiner Macht. Liegt darin nicht die höchste Glückseligkeit?“ Und er versank in vollständige Anschauung, wie Darnu, und wartete, daß die Nothwendigkeit sich selbst verwirklichen sollte. Und um ihr Das ein Wenig zu erleichtern, öffnete er den Mund in der Fallrichtung der Feigen; und er wartete den ersten Tag, den zweiten, den dritten. Allmählich ersarrte das Lächeln auf seinem Gesicht, der Körper magerte ab, die angenehme Rundung des Leibes verschwand, das Fettpolster seiner Haut schrumpfte ein und aus ihr heraus quollen die gedörrten Sehnen. . . Als endlich die Zeit der Ueberreife gekommen war, fiel die Frucht herab und schlug ihm auf die Nase. Aber der Weise hörte weder den Fall, noch fühlte er den Schlag. Ein zweites Taubenpaar nistete in den Falten seines Turbanes, im Nest begannen bald die Wägeln zu zwitschern und die Schultern Puranas bedeckten sich reichlich mit dem Schmuck der Vögel. Als aber die Windenengel auch ihn erfaßten, konnte man Purana bald von seinem Freunde nicht mehr unterscheiden, — den störrischen Weisen, der mit der Nothwendigkeit kämpfte, nicht mehr unterscheiden von dem gutmüthigen Weisen, der sich ihr gänzlich ergab.

Im Tempel lagerte tiefe Stille, das glänzende Götzenbild lächelte räthselhaft über die beiden Weisen hin, die Früchte rissen sich vom Baum los und fielen herab, der Wind flüßerte und die weißen Wolken flogen vorüber und schauten in das Innere des Tempels hinein. Die Weisen saßen da, ohne Lebenszeichen, Einer in der Glückseligkeit, frei zu sein, der Andere in der Glückseligkeit, sich der Nothwendigkeit ergeben

zu haben. Undurchdringliche Nacht breitete über Weider Bewußtsein ihre schwarzen Flügel und es schien, als sollte kein Sterblicher je erfahren, welche Wahrheit den beiden Weisen auf dem Wispel der fünfzig Abjüge des Schilfrohrs erschienen war. Aber ehe das letzte Fünkchen erlosch, das in der Finsterniß von Darnus Bewußtsein glanzt, hörte er noch einmal die frühere Stimme. Die Nothwendigkeit lachte in der Finsterniß und bei dem Lachen erbebt Darnu, wie in Vorahnung des Todes.

„Armer Darnu,“ sagte die unerbittliche Gottheit, „elender Weiser! Du dachtest, Dich von mir zu entfernen, Du hofftest, mein Joch abzuwerfen und dadurch, daß Du Dich in einen Klotz verwandelst, Dir das Bewußtsein der inneren Freiheit zu erlaufen.“

„Ja, ich bin frei,“ antwortete Darnu im Geiste. „Ich, der Einzige unter allen Deinen Sklaven, entziehe mich den Geboten der Nothwendigkeit.“

„Sieh nur hierher, armer Darnu!“

Und siehe da! Die Ziffern veränderten sich unbemerkt, sie kamen und schwanden von selbst. Eine zog zumal seine Blicke auf sich. Das war die Ziffer 999998. Und während er sie betrachtete, fielen noch zwei Einheiten auf die Wand und die Summe veränderte sich langsam. Darnu schauerte innerlich zusammen und die Nothwendigkeit lachte abermals.

„Haßt Du verstanden, armer Weiser? Immer unter 1000000 blinden Sklaven muß ich einen Trosttopf wie Dich haben und einen Faulenzler wie Parana. Und Ihr Beide seid hierher gekommen, meinem Rufe zu folgen. Ihr seid die besten meiner Knechte, die Auserwählten aus der Menge. Ich begrüße Euch, Weise, die meine Berechnungen abschließen!“

Da flossen aus den verblühten Augen des Weisen zwei Thränen, rollten über seine vertrockneten Wangen und fielen zur Erde hinab wie zwei reife Früchte vom Baum seiner langjährigen Weisheit . . .

Und außerhalb der Wände des Tempels ging Alles seinen alten Lauf. Es leuchtete die Sonne, es blies die Winde, die Menschen ergaben sich ihren Sorgen, am Himmel ballten sich die Wolken, flogen über die Berge und strömten im Regen hernieder. Im Gebirge brach ein Gewitter los und abermals, wie ehemals, trieb ein einfältiger Hirte des benachbarten Hanges seine Heerde hinein. Und auch von der anderen Seite trieb eine junge einfältige Hirtin ihre Heerde hinein. Sie begegneten einander bei dem Bach und bei der Nische, aus der die Gottheit auf sie mit seltsamem Lächeln herabschaute. Und beim Tosen des Sturmes umarmten sie einander und gurrten eben so zärtlich, wie 99999 in gleicher Lage von jeher thaten. Und hätte der weise Darnu hören und sehen können, so würde er zweifellos im Hochmuth seiner Weisheit gesagt haben: „Ihr Dummköpfe! Ihr thut es nicht für Euch, sondern der Gottheit zum Gefallen.“ Unterbeffen zog das Gewitter vorüber. Das Sonnenlicht spielte in dem Grün, das mit blinkenden Regentropfen besät war, und beleuchtete das Dunkel im Inneren des Tempels.

„Sieh,“ sagte die Hirtin, „hier sind zwei neue Götzenbilder, die früher nicht da waren.“

„Schweig!“ antwortete der Hirt. „Die Alten sagen, daß es Anhänger der geheimnißvollen Gottheit sind. Aber sie können doch nichts Böses thun; bleibe Du bei ihnen, ich werde Deine verlorenen Schafe suchen.“

Während er die Schafe suchte, blieb sie bei dem Götzen und den zwei Weisen. Da ihr Das aber doch ein Wenig unheimlich war und junge Liebe und Entzücken sie noch dazu erfüllten, konnte sie nicht ruhig bleiben, sondern ging im Tempel auf und nieder, Lieder der Freude und der Liebe singend. Als aber das Gewitter gänzlich vorbei war und die Ausläufer der finsternen Wolke hinter dem fernen Berggipfel verschwanden, pflückte sie Blumen und schmückte damit den Götzen. Und um sein unangenehmes Lächeln zu verdecken, steckte sie ihm die Frucht eines Bergnussbaumes in den Mund mit einem von Blättern bedeckten Zweig. Dann schaute sie ihn an und lachte laut. Und das Alles war ihr noch zu wenig. Auch die Weisheit wollte sie mit Blumen schmücken. Aber weil auf dem guten Purana noch ein Nest mit Vögeln war, lenkte sie ihre Aufmerksamkeit auf den strengen Darnu, dessen Nest schon leer war. Sie nahm es herab, reinigte den Turban, das Haar und die Schultern des Alten vom Schmutz der Vögel und wusch sein Gesicht mit Quellwasser. Denn so gedachte sie, den Göttern zu entgelten, daß sie ihr Glück schützten. Aber auch Das war ihr zu wenig. Sie beugte sich herab, — und plötzlich küßte der selige Darnu, der schon auf der Schwelle von Nirwana stand, auf seinen trockenen Lippen den herzhaften Kuß eines dummen Mädchens.

Bald darauf lehrte der Hirt mit den gefundenen Schäflein zurück und Beide gingen unter frohem Gesang von dannen.

Unterdessen fing abermals der Funken, der in dem Bewußtsein des armen Darnu noch nicht ganz erloschen war, von dem einfältigen Kuß wieder zu glimmen und immer stärker zu flackern an. Zuerst erwachte in Darnu der Gedanke und sprang unruhig, wie in einem Hause, wo Alle schlafen, in der Finsterniß hin und her. Der arme Darnu dachte eine ganze Stunde und konnte nur den einen Satz aussenden: „Sie war der Nothwendigkeit unterworfen.“

Nach einer Stunde sagte er: „Aber ich war ihr doch auch unterworfen.“

Die dritte Stunde brachte einen neuen Gedanken: „Indem ich die Früchte abriß, vollzog ich das Gesetz der Nothwendigkeit.“

Die vierte: „Aber als ich ihnen entsagte, diente ich auch der Nothwendigkeit.“

Die fünfte: „Siehe, diese Dummen leben und lieben, während ich und der weise Purana sterben.“

Danach raffte der erwachte Gedanke sich gänzlich auf und begann, die anderen schlaffen Fähigkeiten zu wecken.

„Wenn ich und Purana sterben“, sprach der weise Darnu zu sich, „wird es nothwendig, aber dumm sein. Wenn ich jedoch mich und den Freund rette, wird es auch nothwendig sein, aber klug. . . Folglich werden wir uns retten! Dazu brauchen wir aber Willen und Anstrengung.“

Er fand in sich ein festes Willen, das noch nicht ganz gelähmt war. Er nöthigte es, seine schweren Augenlider zu heben. Das Tageslicht schien in sein Bewußtsein hinein wie in eine Wohnung, wenn man die Läden öffnet.

Zuerst sah er die leblose Gestalt seines Freundes, mit starrem Gesicht und einer Thräne auf der Wange. Da rührte sich im Herzen Darnus ein solches Mitleid mit dem unglücklichen Gefährten seiner Weisheit, daß der Wille lebhafter in ihm zu wirken begann. Der Wille drang in seine Hände: und sie bewegten sich. Dann halfen die Hände den Beinen. Dazu brauchten sie aber viel mehr Zeit,

als er zum Wollen gebraucht hatte. Doch fand der nächste Morgen den Kürbis Darnus voll frischen Wassers an den Lippen Puranas und ein Stück von einer saftigen Frucht fiel erublich in den offenen Mund des guten Alten. Darauf bewegten sich Puranas Kiefern von selbst und er dachte bei sich: „Böhlthätige Nothwendigkeit! Ich sehe, Du fängst an, Dein Versprechen zu erfüllen.“

Doch als er sich überzeugte, daß neben ihm nicht die Gottheit, sondern sein Freund Darnu sich bemühte, war er gekränkt und sprach:

„Die Vergötten, sieben Meere, die Sonne, die Heiligen Götter, Dich, mich, das Weltall, Alles bewegt die Nothwendigkeit. Woza haß Du mich aufgeweckt?“

„Ich war schon auf der Schwelle der glückseligen Ruhe, aber Du warst einem Toten ähnlich, Freund Purana.“

„Wer wie ein Blinder nicht sieht, wie ein Tauber nicht hört, wie ein Baum unbewegt und gefühllos ist: Der hat Ruhe gewonnen. Gib mir noch einmal zu trinken, Freund Darnu.“

„Trinke, Purana! Ich sehe noch eine Thräne auf Deiner Wange. Hat sie die Glückseligkeit der Ruhe aus Deinen Augen gepreßt?“

Darauf boten die weisen Greise drei Tage lang ihren Lippen Speise und Trank und ihren Gliedern Bewegung. Drei Nächte schliefen sie im Tempel, einander mit ihren Körpern wärmend, bis ihre Kräfte wiedergekehrt waren.

Am vierten Tage standen sie auf der Schwelle des gestärkten Tempels. Zu ihren Füßen grüntem die Hänge der Berge, die sich zur Ebene hinablenkten. Weithin in den Thälern sah man die Windungen des Flusses. Die Häuser der Dörfer und Städte blinkten weiß Allüberall gingen die Menschen ihrem Tagewerk nach. Und Sorgen, Leidenschaften, Liebe, Haß und Zorn herrschten, Freude und Leid wechselten, das Unglück wird von neuem Blick geheilt und im Kaufman des Lebensstromes erheben die Menschen ihre Augen zum Himmel, einen Leitstern zu finden.

Die Weisen standen da und schauten von der Schwelle des alten Tempels in das Leben hinein.

„Wohin sollen wir gehen, Freund Darnu?“ fragte Purana. „Vielleicht findet sich eine Weisung auf den Wänden des Tempels.“

„Laß Tempel und Gottheit!“ antwortete Darnu. „Wenn wir rechts gehen, folgen wir der Nothwendigkeit; wenn wir links gehen, folgen wir der Nothwendigkeit. Hast Du denn nicht verstanden, Freund Purana, daß diese Gottheit Alles für ihr Gesetz erklärt, was unsere Wahl bestimmt? Die Nothwendigkeit beherrscht nicht, sondern berechnet nur unsere Bewegungen. Sie verzeichnet nur, was geschehen ist, was aber geschehen muß, Das erfordert unseren Willen, um vollzogen zu werden.“

„Das heißt ?“

„Das heißt: überlassen wir die Nothwendigkeit sich selbst. Laß uns einen Weg wählen, der dahin führt, wo unsere Brüder leben.“

Und beide Weise stiegen fröhlichen Schrittes vom Gipfel ins Thal hinab, dorthin, wo das Leben der Menschen in Hoffnungen und Sorgen, in Liebe und Haß vorüberrauscht, wo Lachen erschallt und Thränen fließen

St. Petersburg.

Wladimir Korolenko.



Der Krieg in Südafrika.

Die gewaltige Größe der Aufgabe, die den Briten der Krieg gegen die Südafrikanische Republik und den Oranje-Freistaat gestellt hat, wird häufig in Großbritannien selbst unterschätzt. Wenn Das auch im Auslande der Fall gewesen ist, so mag man die Ursache in dem Umstande suchen, daß nur das britische Landheer in Bezug auf seine Fähigkeit, den ihm jetzt gestellten Anforderungen gerecht zu werden, beobachtet wird — beim Landheer haben sich verschiedene Mängel in der Organisation fühlbar gemacht — und daß die Leistungen und die Organisation der britischen Expeditionstruppen, die doch nur ein Armeecorps ausmachen, mit den Leistungen und der Organisation kontinentaler Truppen verglichen werden, daß aber die Bedeutung der britischen Seemacht nicht genügend ins Auge gefaßt wird. Ohne diese allen Kombinationen überlegene Seemacht wäre die Aufgabe, die Großbritannien in Südafrika zu lösen hat, unerfüllbar. Deutschland vermochte die Besetzung von Kiautschou nur im Vertrauen auf die Neutralität der Seemächte auszuführen. England braucht sich auf die Immunität der Seemacht zu verlassen; und die Abjendung des Expeditionscorps hat seine Seegewalt in materieller Hinsicht nicht geschwächt. Auch die begonnene Mobilisirung der Flotte konnte eine etwa geplante Intervention der Mächte vollkommen in Schock halten. Was die jetzige Regierung, die während ihrer vierjährigen Dauer allein die Flotte um hundertundein Schiffe vermehrte, für die Vertheidigungskraft des Landes gethan hat, macht sich bezahlt. Die britische Flotte, die zu Beginn des Jahrhunderts zehn Millionen Pfund Sterling werth war, wird jetzt auf über hundertundzehn Millionen Pfund Sterling geschätzt. Daß diese Versicherungsgate für die Sicherheit des britischen Handels umsoft bezahlt sei, wird man nicht behaupten können. Wenn ich ganz kurz auf die Bedeutung Roms als Seemacht hinweise, so geschieht es, weil Rom die typische Militärmacht des Alterthumes darstellte: seine Heere waren die Grundbedingung für Roms Existenz und Rom hat, was Großbritannien noch zu thun übrig bleibt, das Zusammenwirken von See- und Landstreitkräften zur Vollendung gebracht. Sir Walter Raleighs Wort: „Wer die See beherrscht, beherrscht Handel und Verkehr; wer Handel und Verkehr beherrscht, gebietet über den Reichthum der Welt; und wer den Reichthum zur Verfügung hat, beherrscht die Welt“ ist nur bedingt richtig. Immerhin mag man auf eine bemerkenswerthe Parallele zwischen der römischen und der britischen Geschichte hinweisen; während der fünf Jahrhunderte von der Gründung Roms bis zum ersten punischen Kriege hatte Rom, ohne Seemacht, nicht eine einzige Besitzung außerhalb Italiens und nicht einmal den nördlichen Theil des jetzt diesen Namen führenden Landes erworben. In drei Jahrhunderten, von jenem Kriege bis zum Aufschwung seiner Flotte, unterwarf es sich nahezu die ganze damals bekannte Welt. England hatte durch fünf Jahrhunderte, von der normannischen Eroberung bis zur Niederlage der spanischen Armada, außer wenigen unbedeutenden Niederlassungen an der Ostküste Nord-Amerikas keine auswärtigen Besitzungen. In drei Jahrhunderten gewann es mit seiner Seemacht — obgleich diese einmal vernachlässigt wurde und in Folge Dessen die amerikanischen Kolonien verloren gingen —, und zwar hauptsächlich unter der Regierung der Königin Victoria, alles Das, was man heute auf den Karten roth zu zeichnen pflegt. Vielleicht wäre es richtiger, das

britische Reich auf dem Karten blau zu färben; denn dann wäre der Hauptbesitz Großbritanniens, das Meer, mit eingeschlossen.

Als Cervera noch dreitausend Meilen von Cuba entfernt war, telegraphirte der Staatssekretär für die Marine der Vereinigten Staaten: „Keine große Seeresoperation kann vor vierzehn Tagen stattfinden und auch keine geringere, ehe wir nicht wissen, wo sich die vier spanischen Kreuzer und Torpedobootzerstörer befinden.“ Große Operationen waren zweifellos schon durch die jammervolle Unfertigkeit der Seeresorganisation, des Transportdienstes u. s. w. unmöglich; aber wenn die kleineren Operationen durch die Ungewißheit über Cerveras Absichten gehemmt wurden, so mußte jede größere Operation aus der selben Ursache unterbleiben, selbst wenn das Heer bis zum letzten Gamascheknopf fertig gewesen wäre.

Die Truppen, die Sir Redvers Buller in Südafrika befehligen wird, übertreffen an Zahl jede Armee von englischen Soldaten, die irgend einmal im Felde gestanden hat; sie sind an Zahl fünfmal stärker als die englischen Soldaten, die Marlborough in Blenheim zur Verfügung hatte, etwa zweimal stärker als die englischen Truppen Wellingtons bei Waterloo und zahlreicher als sein Heer in Spanien. Ueberhaupt schickt Großbritannien jetzt mehr Truppen über See, als je eine Macht gethan hat. 500 000 Tonnen halten die gesammten Transportschiffe für die Beförderung des britischen Expeditioncorps nach Südafrika; nur eine ganz gewaltige Seemacht kann eine solche Menge von Handelsschiffen, ohne den Handel nennenswerth zu gefährden und ohne im Ausland eine Anleihe an Schiffen machen zu müssen, für den Truppentransport absorbiren. Auch die Thatfache, daß alle Kabelleinien mit Südafrika von Großbritannien kontrolirt werden, ist ein bemerkenswerthes Zeugniß seiner Seemacht. Von dem durch zwei modernste und stärkste Kreuzer verstärkten Kap-Geschwader können Seesoldaten gelandet werden — Das ist auch schon geschehen —, ohne daß die permanente Stärke des Geschwaders geschwächt würde. Das Kanal- und das Mittelmeer-Geschwader halten in Gibraltar und Malta Wache und können sich stets leicht vereinigen; das ostindische Geschwader bewacht den Persischen Golf und ein weiteres starkes Geschwader wartet in der Simons-Bai auf Befehl. Der ursprüngliche Plan, die Transportschiffe von Kreuzern begleiten zu lassen, ist ausgegeben worden; und so bleibt das Kanal-Geschwader — abgesehen von den zwei für das Kap-Geschwader abgegebenen Kreuzern erster Klasse Riohe und Diadem — intakt. Dieses Geschwader zählt acht Schlachtschiffe erster Klasse und vier Kreuzer; außerdem hat die Admiralität vier alte Schiffe des Schulgeschwaders, die keinen Gefechtswerth haben, außer Dienst gestellt. Ihre Offiziere und Mannschaften werden vier schnelle Kreuzer bemannen, die als ein Geschwader für spezielle Dienste verwendet werden sollen und bereit gehalten werden. Die Reserveflotte soll im Kanal an Stelle des Kanal-Geschwaders Dienst thun.

Indiens Mobilisirung- und Transportsystem hat dadurch, daß es in der gleichen Zeit, in der England nur ein Bataillon einzuschiffen vermochte, nämlich in einer Woche, sein ganzes nach Südafrika bestimmtes Kontingent, bestehend aus einer Infanterie-Brigade, einer Kavallerie-Brigade und einer Feldartillerie-Abtheilung, einschiffte, eine vortreffliche Probe abgelegt. Die englischen Behörden hatten versäumt, bei Zeiten Transportschiffe zu chartern, und mit der Dringlichkeit stiegen die Preise. Auch der Umstand, daß die Admiralität und nicht das

Kriegsministerium über das Transportwesen verfügt, veranlaßte Verzögerungen. Ohne Unregelmäßigkeiten beim Transportdienst ungebührlich betonen zu wollen — denn die Sendung einer solchen Truppenmenge ist keine Kleinigkeit —, muß doch stark getadelt werden, daß die Artillerie zwei alten Schiffen anvertraut wurde, die unterwegs zusammenbrachen, während doch in Südafrika die Stunden bis zur Ankunft der Artillerie gezählt wurden. Fünfzehn Tage beträgt die Fahrzeit von England nach dem Kap der Guten Hoffnung für einen Schnelldampfer und siebenzehn Tage für einen gewöhnlichen Dampfer; diese zwei Unglücksschiffe aber brauchten neunundzwanzig Tage. Vier weitere Tage nimmt die Fahrt von Kapstadt nach Durban in Anspruch und noch drei bis vier Tage mußten dann vergehen, ehe die Schnellfeuergeschütze die Truppen Sir G. Whites, der ihrer so dringend bedurfte, erreichen konnten. Inzwischen ist aber Lady Smith isolirt worden. Man wird später im Stande sein, genau zu kontrolliren, welchen Einfluß es auf den Verlauf des Feldzuges gehabt hat, daß der Marineingenieur, der die beiden Schiffe zu untersuchen hatte, nichts davon merkte, daß ihre Kessel undicht waren, nichts davon, daß die sanitären Zustände der Schiffe Alles zu wünschen übrig ließen, daß die Kohlenstauräume in Brand zu gerathen drohten und daß aus den Abtheilungen, in denen die Pferde standen, in die darunter befindlichen Mannschaftsräume die widerlichstn Flüssigkeiten durchzusickern vermochten. Für solche Unregelmäßigkeiten giebt es keine Entschuldigung, — um so weniger, als ein fast unerschöpfliches Transportmaterial zur Verfügung stand.

Ich hatte verschiedentlich Gelegenheit, den Einschiffungen der Truppen in Southampton beizuwohnen. Kurz vorher hatte ich einen Vortrag des Mr. P. Bigelow über den „Nauke-Soldaten“ angehört, in dem die skandalösen Zustände, die zu Beginn des spanisch-amerikanischen Krieges, besonders in dem Lager zu Tampa (Florida), herrschten, schonungslos aufgedeckt wurden. Der Kontrast zwischen Dem, was ich über die schlechte Organisation des amerikanischen Expeditionscorps gehört hatte, und Dem, was ich von der Einschiffung der britischen Truppen sah, konnte nicht größer sein. Die Bahnbeförderung vom Truppenübungsplatz Aldershot nach dem Hafen funktionirte vortrefflich, für die am Einschiffungsort eintreffenden Truppen waren Unterkunft und Unterhalt geschaffen, die Einschiffung selbst ging ruhig und präzise von Statten, kein unnüthiges Kommando wurde gehört: kurzum, alles Das machte — auch in der Art, wie ohne übertriebene Gefühlsausbrüche würdig von Frau und Kindern Abschied genommen wurde — einen vortrefflichen Eindruck. Vor allen Dingen war Zerbermann an seinem Platz. Junge Offiziere, die an weißen Armbinden kenntlich waren, wiesen jeden Ankömmling an, was, und wenn nöthig, wie er es zu thun habe. Das Resultat war ein Triumph sorglicher Vorbereitung und zweckmäßiger Disposition, der nur gerühmt werden kann. Daß auch in diesem Kriege gewissenlose Spekulanten verdorbenen Proviant, der über Bord geworfen werden muß, geliefert haben, ist um so beklagenswerther. Ich bin freilich der Ansicht, daß man den Verberb von Proviant unterwegs in vielen Fällen auf Rechnung unzulänglicher Gefrierräume der Transportschiffe setzen muß.

Leider wechseln in diesen Eindrücken, die ich von den britischen Kriegsvorbereitungen empfang, günstige und ungünstige in bunter Reihe ab. Manche Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz hängen in besonderer Weise mit Eigenthüm-

lichteilen der britischen Heeresorganisation zusammen. Um den Einfluß dieser Organisation auf den Feldzug zu zeigen, muß ich kurz daran erinnern, daß sich die britische Regierung im März 1899 entschloß, die Petition der Transvaal-Ausländer anzunehmen, und daß im August dieses Jahres die britischen Truppen in Südafrika unbedeutend verstärkt wurden. Am achten September wurde eine Verstärkung von zehntausend Mann, zum größten Theil aus weißen Truppen Indiens bestehend, abgesandt. Lord Wolseley, der Oberbefehlshaber des britischen Heeres, hatte die Versicherung abgegeben, daß er immer zwei bis drei Armeecorps von England über See senden könne. Dennoch nahm man aus Indien, wo die britischen Truppen einer heute gut ausgebildeten und an Zahl bedeutend überlegenen Eingeborenennarmee gegenüberstehen und wo die erregbare Bevölkerung durch Nachrichten von einem — wenn auch entfernten — Kriege, an dem die Briten theilhaftig sind, leicht zu Aufständen verleitet werden kann, gegen siebentausend Mann. Am neunten Oktober wurde die Mobilisirung des jetzt zum größten Theil eingeschifften englischen Expeditioncorps durch Einberufung der Reservisten begonnen. Hier zeigte sich aber ein Kardinalfehler in der britischen Heeresverfassung, die — ganz abweichend von kontinentalen Verhältnissen — entsprechend den britischen Interessen in fernen Kolonien darauf zugeschnitten sein sollte, stets schnell ein Expeditioncorps nach einem bedrohten Punkt des gewaltigen Weltreiches entsenden zu können. In der Praxis hat sich die Versicherung des Oberbefehlshabers als unzutreffend erwiesen. In Indien haben die Truppeneinheiten stets Kriegsstärke; anders in England, wo nach dem vom Lord Cardwell eingeführten System der „verketteneten Bataillone“ eins der zwei Bataillone, die ein Regiment bilden, in der Heimath stehen und die Ablösungskommandos für das zweite, in Indien oder in den Kolonien stehende Bataillon liefern soll. Die Maschinerie dieses Systemes funktioniert jedoch nicht mehr, seit die großen Anforderungen der britischen Kolonien in vielen Fällen auch das Heimathbataillon auswärts erforderlich machten. Die Folge davon war, daß Bataillone anderer Regimenter die Ablösungen für die Bataillone in den Kolonien lieferten: eine dem Corpsgeist und den Traditionen der betroffenen Regimenter verderbliche Maßregel. Ferner hat man die Bestimmung, daß, wenn beide Bataillone eines Regimentes im Auslande dienen, der Platz des Heimathbataillons von einem Militärbataillon eingenommen werde, früher niemals, vielmehr erst jetzt zur Ausführung gebracht. Bei dem Umfang der Truppen sendungen nach Südafrika konnte die bisherige Praxis des Mannschafstenaustausches zwischen den einzelnen Bataillonen nicht mehr genügen. Natürlich machen daher die untauglichen Elemente in den in England stehenden Bataillonen einen großen Prozentsatz aus. In einem Regiment von 1900 Mann Etatsstärke sind etwa 400 Mann nicht kriegstauglich. Um diese Lücken auszufüllen, mußten 25 000 Reservisten einberufen werden. Es ist klar, daß für Truppen, die bei der Mobilmachung Lücken des regulären Heeres ergänzen müssen, eigentlich die Bezeichnung „Reserven“ nicht angebracht ist: sie sind ein Theil des stehenden Heeres.

Die englischen Reservisten machen keine Uebungen, erhalten aber Sold, wofür sie sich auf Einberufungsbordre zu stellen verpflichtet sind. Viele haben seit fünf Jahren keinerlei Dienst mehr gethan und kennen das neue Gewehr häufig nicht einmal vom Ansehen; sie haben sich bei Einberufung — nachdem ihnen mindestens eine Woche Zeit gelassen ist, ihre Angelegenheiten zu ordnen — zunächst zu dem

Depot des Regimentes zu begeben, um dort eingeleidet zu werden. Liegt das Regiment im südlichen England und das Regimentsdepot im Norden so muß der Reservist zuerst nach Nordengland fahren und dann erst schließt ihn das Regiment im Süden in die Arme. Solcher Läufe giebt es im fortschreitlichen England viele, nicht nur auf militärischem Gebiet. Dem englischen Absehen vor offizieller Bevormundung und der starken Ausprägung des Individualismus im englischen Charakter entspricht es, daß ein eigentliches Kontrollsystem, wie es in Deutschland über die Reservisten durch die Bezirkskommandos ausgeübt wird und freilich die Bewegungsfreiheit des Mannes beeinträchtigt, in England nicht existirt. Die englischen Reservisten sind ziemlich unster und wechseln ihren Aufenthalt sehr häufig, aber nur ein Mittel existirt, sie im Auge zu behalten: einmal im Vierteljahr heben sie ihren Reserversold ab und natürlich erhalten sie ihn nicht, wenn sie ihre Adresse nicht schon vorher dem Zahlamt des betreffenden Ortes angezeigt haben. Immerhin ist diese Kontrolle leidlich wirksam und verursacht keine Umstände. Bisher hat es sich nun um die Einberufung eines Drittels der gesammten Reservisten gehandelt und dieses Drittel ist mit wenigen Ausnahmen angetreten. Mr. Wyndham, der Unterstaatssekretär für den Krieg, der Kriegsminister Lord Lansdowne, der britische Oberbefehlshaber Lord Wolseley und Sir R. Knox, einer der Civilbeamten im Kriegsministerium, haben nach einander diesen Erfolg in einer übertriebenen Weise öffentlich gerühmt. Ich mußte an das gute und kräftige deutsche Sprichwort vom Eigenlob denken und wurde doppelt zur Kritik gereizt. Niemand hat wohl bezweifelt, daß ein Drittel der 80 000 Reservisten antreten würde; bezweifelt worden ist nur, daß die gesammten 80 000 Reservisten, wenn einberufen, sich auch stellen würden. Wozu also die eitle Prahlerei mit den 25 000 Mann, die der Mobilmachungordre Folge leisteten? Wenn es sich darum handelte, den Rest der Reserve einzuberufen, würde man bald genug gewahr werden, daß der Eine wandert, der Andere außer Landes ist, vielleicht in Klondyke, — kurz: daß eben dieser Rest der zweifelhafte ist. Man muß nicht vergessen, daß die 25 000 Mann, die gekommen sind, um ihrer Pflicht zu genügen, die Elite der Reserve bilden, sechshaste Leute, die trotz dem gegen ehemalige Soldaten in England nun einmal herrschenden Vorurtheil nach Beendigung ihrer Dienstzeit eine auskömmliche Stellung gefunden haben. Die Arbeitgeber kannten natürlich das Reserververhältniß dieser Leute und würden sicher einen moralischen Druck auf sie ausgeübt haben, wenn sie sich der Pflicht, wieder zu den Fahnen zu eilen, hätten entziehen wollen. Aber wer will entscheiden, wie dieses eine mobilisirte Drittel der Reserve zu Stande gekommen ist und wie viele Reservisten schon jetzt aus den zwei übrigen Dritteln herangezogen sind? Wenn Sir R. Knox sagte, er habe seit dreißig Jahren auf den Tag geduldig gewartet, da er mit Vergnügen die Früchte seiner Arbeit (die erfolgreiche Einberufung von 25 000 Reservisten!) reifen sähe, so mag man ihn nach dreißigjähriger Wartezeit getroßt auf seinen Lorbern ruhen lassen, den komischen Herrn, der sich mit seinen Kollegen vom Kriegsministerium in die Brust wirft und fragt: „Nun, was antwortet Ihr jetzt, Ihr, die Ihr das Kriegsministerium unaufhörlich und unerbittlich angegriffen und kritisiert habt? Ihr, Sir Charles Dille und Arnold-Forster, seid Ihr jetzt überzeugt, daß Ihr uns Unrecht gethan habt?“ So versucht das Kriegsministerium, das sich stets gekränkt hat, zu re-

foriniren, die selben Reformen, die ihm von den Kritikern des veralteten Heeresverwaltungssystemes mit Mühe und Noth abgerungen worden sind, jezt für seine That auszugeben. Jahr um Jahr haben Patrioten aller Parteien, an ihrer Spitze Sir Charles Dille, der Liberale, und Mr. Arnold-Forster, der Konservative, die Decentralisation verlangt, bis die Civilbeamten des Kriegsministeriums sich zu gewissen Konzessionen entschlossen. Wer weiß, welches Chaos heute herrschte, hätte man den warnenden Stimmen der Patrioten, die ihr „Videant consules!“ laut vernehmlich und scharf immer und immer wieder hören ließen, nicht endlich widerwillig, aber nothgebrungen Gehör geschenkt? Die Herren, die sich jezt Erfolge anmaßen, vergessen auch, daß ein großer Theil des heute Erreichten einem besonderen „Mobilisation-Komitee“ zu danken ist und daß die bevorstehende Mobilisation schon Wochen lang bekannt war, so daß den mit der Ausführung betrauten Offizieren Zeit genug blieb, Mängel zu beseitigen und Unregelmäßigkeiten zu vertuschen, wo es nöthig war, auch Ausbilden zu improvisiren. Die Konzessionen, die das Kriegsministerium seinen Kritikern machen mußte, haben ihre Früchte getragen. Sir E. Knox hat den britischen Offizier stets als ein Wesen von unausgebildetem Intellekt und ausgeblideter Verschwendungssucht angesehen. Die vorzügliche Finanzpolitik des Sirbar Lord Ritchener im Sudan und die von der Finanzpolitik des londoner Kriegsministeriums so rühmlich absteckende Art der indischen Militärverwaltung könnten ihn eines Besseren belehren. Den Bemühungen von Offizieren, nicht den Ministerialbeamten ist es zu danken, daß die Mobilisation nicht zum Zerrbild ausartete, das jenseits des Kanals ein allgemeines Hohngelächter erregt hätte. Die Kritiker, die der Ansicht sind, daß das britische Heer sich von innen heraus reorganisiren kann, wenn dieser Prozeß durch das Kriegsministerium nicht behindert wird, verdienen, wie es scheint, volle Beachtung.

England läßt sich seine Landstreitkräfte jährlich 41 Millionen Pfund Sterling kosten; und diese Summe wächst mit jedem Jahre um etwa 2 Millionen. Die Flotte kostet rund 36 Millionen. Ein Armeecorps wird mobilisirt und nach Afrika gesandt und sofort müssen einstweilen weitere 10 Millionen Pfund Sterling bewilligt werden, — eine Summe, die keineswegs definitiv ist. Und was hat England für seine an die Landstreitkräfte gespendeten 41 Millionen? Seit 1894 hat sich das Heer von 408 900 auf 408 924, Das heißt: in 5 Jahren um 24 Mann vergrößert! In einer immerhin prekären Lage, wie der jetzigen, war zu sofortiger Verwendung im ganzen Vereinigten Königreich keine einzige Brigade vorhanden; um ein Expeditioncorps auszusenden, mußten zunächst Indien und die Mittelmeerstationen geschwächt werden, mußten 25 000 Reservisten einberufen werden (nachdem schon 5000 Reservisten vorher ins reguläre Heer zurückgetreten waren), mußten die Miliz und die Milizreserve einberufen werden, mußten an zwei verschiedenen Punkten in Südafrika die Dienste von Seesoldaten in Anspruch genommen, Offiziere und Mannschaften in einzelnen Fällen aus der Miliz, den Volunteers und der Freiwilligenkavallerie ins reguläre Heer überführt werden: wer alles Das mit den Kosten und mit der Aufgabe, die zu vollbringen ist, vergleicht und sich dann brüstet, wie es Kriegsminister, Oberbefehlshaber und Andere thaten, Der ist wahrlich leicht befriedigt.

Auf Einzelheiten der Mobilisation möchte ich nur in zwei Punkten eingehen. Der Erfolg der britischen Operationen wird vornehmlich vom Train und von der Artillerie abhängen.

Die Ungulänglichkeit des Trains wurde bei den englischen Manövern des vorigen Jahres festgestellt; in diesem Jahr fanden Manöver größeren Stiles nicht statt, weil ohne ein perfekt funktionirendes Transportwesen der Werth der Uebungen hinfällig schien. Eine Vernachlässigung von Jahren kann in wenigen Wochen nicht nachgeholt werden; die bei Beginn der letzten Parlamentsession beschlossene Vermehrung des Trains und die Erhöhung des Offizieretats dieser Waffe um 40 Offiziere ist nicht ausgeführt worden. Um den Train für ein einziges Armeecorps zu liefern, mußten alle Stationen von Offizieren und Mannschaften entblößt werden und doch fehlten noch 70 Offiziere und zahlreiche Mannschaften. Wie würde es da gar bei Absendung eines zweiten Armeecorps aussehen?

Erst Mitte November wurden in Woolwich, dem englischen Spandau, und in Devonport offizielle Instruktionen zur sofortigen Bereitstellung eines Belagerungstrains ausgegeben. Woolwich liefert das Material und die Truppen mobilisiren in Devonport. 30 Haubitzen, von denen 14 Geschosse im Gewicht von 118 Pfund $5\frac{1}{2}$ engl. Meilen weit tragen, während die kleineren Geschütze eine Tragweite von 9000 Yards und ein 50 Pfund schweres Geschöß besitzen, werden mit 32 Offizieren und etwa 1000 Mann der Fußartillerie abgehen. Die Offiziere erhalten jetzt im Arsenal zu Woolwich Anleitung zur Kenntniß des Belagerungszuges, der selbst erst eilig fertig gestellt wird. Besondere Einrichtungen zur Verschiffung des Zuges, der Lafetten und der Munition (für jedes Geschöß 500 Schuß) müssen getroffen werden. Diese sonderbare Verspätung wird damit entschuldigt, daß die Bahnlinie, auf der der Zug mit den Belagerungsgeschützen nach Praetoria zu transportiren ist, noch vor Ankunft der Geschütze nicht wiederhergestellt sein wird. Aber die Geschütze wären in Labyrinth und bei Angriffen auf verschanzte Stellungen der Buren von größtem Werth. Auf keinen Fall ist es zu entschuldigend, daß das Material einen Monat nach Mobilisirung des Armeecorps fertiggestellt wird und dazu die Offiziere erst jetzt in ihren Pflichten unterwiesen werden. Solche Zustände sollten in einem Heere, das fast ständig irgendwo kämpft, nicht herrschen. Auch darauf ist hinzuweisen, daß die Stäbe fast aller Einheiten, die nach Afrika abgehen, improvisirt werden mußten, daß keine der mobilisirten Brigaden als solche in Friedenszeiten existirte und daß Führer und Untergebene einander erst bei der Mobilmachung kennen lernten.

Man beginnt im englischen Pub'ikum zu fragen, ob es nöthig war, daß die militärischen Vorbereitungen für den diplomatischen Krieg Duell so sehr zurückblieben, und ob der Verlust von 3000 Mann — thatsächlich wird sich der bisherige britische Verlust auf das Doppelte belaufen, wenn man die Kranken einschließt — unvermeidlich war. Der Kolonialminister hatte am fünfundzwanzigsten August vom Präsidenten Krüger als von einem „ausgedrückten Schwamm“ gesprochen, aus dem man keine Konzeffionen mehr herauspressen könne, und in der selben Rede gesagt, daß der Sand im Stundenglas schnell abfließe. Am achten September wurde das britische Vorultimatum abgelehnt, dessen Bedingungen am siebenzehnten September abgewiesen wurden. Am zwanzigsten September liefen Berichte von der Bildung des Buren-Kommandos ein, am achtundzwanzigsten September beschloß der Oranje-Freistaat, die Südafrikanische

Republik zu unterstützen, am zweiten Oktober verließ Joubert Praetoria und begab sich mit 20000 Mann nach der Grenze Natal's. Am siebenten Oktober wurden in England die Reserven einberufen. Am zehnten Oktober sandten die Buren das Ultimatum und am zwölften Oktober überschritten sie die Natalgrenze. Am zwanzigsten Oktober segelten die ersten Theile des Armeecorps nach Afrika ab. Nebenbei mag noch bemerkt werden, daß am achtundzwanzigsten September (nahezu drei Wochen nach Verwerfung des britischen Vorultimatums) die dritten Garderegimentäre in Gibraltar ankamen, um die zweiten Garderegimentäre dort abzulösen. Das Transportschiff mit den abgelösten Grenadieren wurde auf telegraphische Ordre von London zurückgehalten und Jedermann glaubte, daß eins der zwei Bataillone nach dem Kap der Guten Hoffnung gesandt werden würde. Am nächsten Tage jedoch segelten die zweiten Grenadiere nach England und die dritten Grenadiere blieben in Gibraltar bis zum sechsundzwanzigsten Oktober, als sie sich nach dem Kap einschifften, Das heißt: gerade vier Wochen später, als wenn sie sofort dorthin dirigirt worden wären. Wenn ein verantwortlicher Minister das Haupt des Staates, mit dem er verhandelt, öffentlich beleidigt, so muß man annehmen, daß er das Spiel in der Hand hat und das militärische Uebergewicht auf seiner Seite ist. Trotz gespanntesten Beziehungen zwischen den zwei Regierungen bestanden die britischen Truppen in Südafrika zu Beginn dieses Jahres nur aus sieben Infanterie-Bataillonen, zwei Kavallerie-Regimentern, drei Feldbatterien und einer Gebirgsbatterie. Sir William Buller, der frühere britische Befehlshaber in Südafrika, der vor Kurzem diese Stellung an Sir F. Walker abtreten mußte, weil er seine Mißbilligung der britischen Transvaalpolitik allzu frei ausgesprochen hatte, forderte vor einem Jahre erfolglos eine bedeutende Verstärkung der britischen Truppen in Südafrika. Das Selbste thaten der britische Gouverneur der Kapkolonie, Sir Alfred Milner, im Anfang dieses Jahres und viele hervorragende Männer in England.

Abgesehen von dem Dank, den Indien sich um die britische Regierung dadurch verdient hat, daß es die militärische Situation in Natal vor noch schlimmerem bewahrte, muß das britische Volk später — wenn die Zeit gekommen sein wird — Antwort auf die Frage verlangen: Wie kam es, daß Südafrika während der kritischen Wochen zwischen dem neunten Oktober und dem fünfzehnten November ganz ungenügende Streitkräfte zur Vertheidigung hatte? Auf diese Frage haben verschiedene Minister im Voraus eine Antwort zu geben versucht. Am einunddreißigsten Oktober sagte Lord G. Hamilton, Staatssekretär für Indien, daß „die Regierung stets wußte, daß, wenn Präsident Krüger plötzlich zum Außersten schritte, zu Beginn der Feindseligkeiten Niederlagen für die britischen Waffen zu erwarten seien.“ Der Kriegsminister, Lord Lansdowne, entwickelte am zweiten November eine ähnliche Doktrin. Er erklärte, daß keine Regierung eine Harmonie zwischen ihrer Politik und ihren militärischen Vorbereitungen sichern könne, da Depeschen schneller gingen als Transportschiffe und Eisenbahnen. Diese Erklärung würde besagen, daß keine britische Regierung das britische Reich vertheidigen könne, ohne Niederlagen zu erleiden. Nun ist aber jene nach Lord Lansdowne unumgängliche Harmonie die Vorbedingung des Erfolges im Kriege sowohl wie in der Politik: der Kriegsminister erklärte also schlangentwisch den militärisch-politischen Bankrott. Die Aufgabe war aber keineswegs unlösbar und bestand nur

darin, daß die britischen Kriegsvorbereitungen mit denen der Buren gleichen Schritt hielten. Auch die Buren mobilisirten und transportirten ihr Heer nicht in einem Tage oder in einer Woche; und sie hätten die Grenze ruhig zuerst überschreiten dürfen, wenn ihnen da nur eine numerisch mindestens gleich starke britische Streitmacht gegenübergetreten wäre. Lord Lansdowne erklärte ferner, daß ein größeres Truppenkontingent ohne Einberufung der Reservisten nicht hätte abgesandt werden können und daß die Einberufung der Reservisten zu jeder Zeit den Angriff der Buren veranlaßt hätte. Daraus giebt es nur eine Antwort: eine Armee, die von den Reservisten abhängt, ist zur Vertheidigung entfernter Besitzungen untauglich und Großbritannien muß so schnell wie möglich das System ändern. Doch hinter der Ausrufe mit der Reserve verbirgt sich noch etwas Anderes. Anfangs September sandte die britische Regierung 10000 Mann Verstärkung — zum größten Theile aus Indien — nach Natal. Dann geschah nichts, bis am achten Oktober die Reserve einberufen wurde, ein Schritt, der, wie vorauszusehen war, das Ultimatum der Südafrikanischen Republik zur Folge hatte. Deshalb konnten am achten Oktober nicht sofort weitere 10000 Mann abgehen, weshalb dauerte es bis zum zwanzigsten Oktober, ehe das erste Transportschiff in See stach?

Am achten Oktober hätten weitere 10000 Mann aus Indien abgehen müssen, die zum Befehl von Glencoe gerade früh genug gekommen wären und die von England aus sofort hätten ersetzt werden können, sobald die Reserve hier zur Stelle war. Und wiederum entspricht es den Thatfachen nicht, daß eine frühere Verstärkung der Truppen in Natal auch den Angriff der Buren früher heraufbeschworen hätte. Die britische Regierung sandte genug Truppen, die Buren zu alarmiren, aber nicht genug, die bedrohten Kolonien vom militärischen Gesichtspunkte aus zu sichern. Nein: das Datum des Buren-Ultimatums wurde von etwas Anderem bestimmt als von der britischen Mobilisation. Gewiß mußten sich die Republikaner sagen, daß, wenn sie die Hände in den Schoß legten, an ihren Grenzen übermächtige britische Streitkräfte aufmarschiren würden. Ehe jedoch die Regenzeit und mit ihr das Gras nicht gekommen war, konnten sie keinen Mann ins Feld stellen und sie begannen auch thatsächlich erst einige Tage, nachdem der wohl heiß ersehnte Regen gefallen war, zu mobilisiren. Diese Abhängigkeit der Buren von dem Gras des „Hoogen Velde“, von dem sich ihre genügsamen, ausdauernden Pferde im Kriege zu nähren haben, war die Chance der Briten. So lange das „Veld“ nicht grün war, waren die Briten Herren der Situation. Sie konnten in der Zeit vor dem großen Regenfall ihre Garnisonen so stärken, daß die Regenzeit Briten und Buren in mindestens gleicher Stärke gefunden hätte. Die Krisis in Natal muß also besser erklärt werden, als es die britischen Minister bisher gethan haben. Was soll man zu folgender Argumentation des Kriegsministers sagen? „Wir hätten also,“ so sagte er am zweiten November, „keine oder eine ungenügende Antwort geben, in der Zwischenzeit die Reservisten einberufen und eine Transportflotte nach dem voraussichtlichen Kriegsschauplatze senden müssen. Hätten irgend welche Verhandlungen bei einem solchen Vorgehen weiter gepflogen werden können?“ Offenbar hat der Kriegsminister vergessen, daß Lord Salisbury nach dem Vertrage von San Stefano, als England mit Rußland sehr gespannt stand, die Mittelmeerflotte ohne Erlaubniß des Sultans in die Dardanellen einfahren ließ, daß Mr. Gladstone 1885 während des Pendljeh-Zwischenfalles die

Reserve einberief, daß zu Beginn dieses Jahres in Folge des Falschoda-Zwischenfalles die Flotte mobilisirt wurde und daß alle diese vorbeugenden Maßregeln nicht den Krieg brachten, sondern einen Krieg verhinderten. Wollte man sich vorbereiten, dann hätte man dem Kolonialminister zurufen müssen: „Eile mit Weile!“ Die Einberufung der Reserve aber ist keine Drohung, weil zwischen England und der übrigen Welt das Meer liegt. Der Augenblick zur Einberufung der Reserve war der erfolglose Ausgang der Konferenz in Bloemfontein; die Woche der Mobilisation nach tatsächlicher Kriegserklärung konnte gespart werden und die Reservisten hätten mit ihren Bataillonen ausgebildet werden können. Die Zusammenziehung des ersten Buren-Kommandos wäre das Signal zum Beginn der Einschiffung des Armeecorps gewesen, die so lange ununterbrochen hätte fortgeführt werden müssen, bis die britischen Bedingungen angenommen oder der Kriegszustand eingetreten wäre.

Schwächlich und ungerecht ist es, wenn Lord Salisbury sich auf die Opposition beruft, die keinen Krieg wollte. Eine Regierung mit einer Majorität von 150 Stimmen hat kein Recht, sich dahin auszureden, die Opposition hätte beruhigt werden müssen. Der Führer der Opposition sagte und betonte stets, daß die Politik, für die Ausländer das Stimmrecht zu verlangen, eine Friedenspolitik sei, die durch ostentative Rüstungen gefährdet werden würde. Die Regierung aber war anderer Ansicht und rüstete ostentativ, aber ungenügend. Die Politik des Fatalismus, die sich in allen den erwähnten ministeriellen Entschuldigungsversuchen offenbart, die Politik, die bei jeder Gelegenheit „Risiket“ sagt, die zuerst den Krieg, dann die Niederlagen, dann die ungenügenden Rüstungen als unvermeidlich hinstellt: eine solche Politik kann zu sehr üblen Konsequenzen führen.

Der Kriegsminister hat die Funktion, als Mittelsmann zwischen dem Kabinet und dem Oberbefehlshaber zu dienen und die Harmonie zwischen Politik oder Diplomatie und militärischer Aktion zu sichern und zu wahren. Das Kabinet hat in dem Oberbefehlshaber des Heeres einen militärischen Berather, dessen Aufgabe es ist, die voraussetzliche Natur eines wahrscheinlichen Krieges darzulegen und die zu seiner erfolgreicher Durchführung nöthigen Vorbereitungen auszuarbeiten. Wenn das Kabinet den Rath des Oberbefehlshabers befolgt hat, so ist der Oberbefehlshaber verantwortlich für jede Niederlage und deren Folgen. Eine Lehre drängt sich aus den bisherigen Ereignissen schon auf: es ist ein Fehler, daß im Kabinet kein Vertreter der Reichsverteidigung, kein Soldat von Beruf sitzt. Das würde freilich eine konstitutionelle Neuerung sein; doch die Sicherheit des Staates geht vorerstem und Geseh vor: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage“. Nur die britische und die Vereinigte Staaten-Regierung führen Verhandlungen, die aus einem Streiffall mit einer anderen Macht entstanden sind, ohne ständige Fühlung mit dem berufenen strategischen Berather.

Alle Entschuldigungen jedoch sind hinfällig geworden, seit der Oberstkommandirende, Lord Wolseley, am sechsten November wörtlich erklärt hat: „Wir haben gefunden, daß der Gegner, der uns den Krieg erklärt hat, viel mächtiger und zahlreicher ist, als wir voraussahen.“ Das bedeutet, daß das britische Intelligenz-Departement leistungsunfähig ist, und erklärt neben vielem Anderen den Mangel an schwerem Geschütz in Ladysmith (die Flottengeschiffe trafen nur durch Zufall vor Tloresschloß in der Stadt ein) und den Mangel an einem marconischen Apparat in der belagerten Stadt, deren Verbindungen mit der Außenwelt abgeschnitten sind.

Die wachsende Zahl kämpfender Buren beweist, daß nicht nur aus der Kapkolonie und aus Natal zahlreicher Zufluß gekommen ist, sondern daß fast alle Ausländer — mit Ausnahme der englischen — ihrem Adoptivlande dienen. In Zeiten, wie die jetzigen sind, ist in den zwei Republiken für Männer oder Jünglinge, die kriegstauglich sind und nicht mit ins Feld ziehen wollen, kein Platz. Die Einschließung Whites in Ladysmith, die den ganzen britischen Kriegsplan umwirft und sich in ihren Folgen noch verhängnißvoll zeigen kann, schreibt man in England sentimental den Rücksichten auf die britischen Kolonisten in Natal zu. Natal sollte so weit wie möglich geschützt werden. Mit der ungenügenden Streitmacht, die White zur Verfügung hat, war Das unmöglich. Doch in Ladysmith waren zu Beginn des Krieges ungeheure Vorräthe aufgehäuft, die Sir G. White an diese Stadt banden. Wären im Voraus in einem dem Gegner so nahen Platz nicht Vorräthe, deren die später eintreffenden Verstärkungen bedürfen, aufgestapelt worden, so hätte White eine Stellung südlicher, an beiden Seiten des Tugela bei Colenso einnehmen müssen, eine Stellung, die den Uebergang beherrscht hätte und nicht einzuschließen war. Das Hauptgewicht bei ihrer Strategie mußten die Buren auf ihre überlegene Beweglichkeit legen. Doch sie haben sich mit schwerer Artillerie belastet, während sie — nach Dem zu urtheilen, was heute bekannt ist — Natal in kurzer Zeit hätten überfluthen können. So gut die Absicht war, Symons abzuschneiden: besser wäre ein schneller Vormarsch über den unteren Tugela gewesen. Die schweren Geschütze halten sie jetzt vor Ladysmith fest und verhindern die Aufstellung der erwähnten Flankenbewegung, die den Briten viel verhängnißvoller gewesen wäre als die Isolirung von Ladysmith. Ladysmith mußte durch eine geringe, sich nicht aussetzende Truppe maskirt werden, während das Hauptheer nach der Ostgrenze Natal's vorrückte. Das Erscheinen einer starken Buren-Streitmacht in Greytown wäre das Signal für einen allgemeinen Aufstand der Holländer im Urvolk-Distrikt gewesen, hätte wahrscheinlich Pietermaritzburg zu Fall gebracht und Durban bedroht. Die Sorge der Buren um die geliebten schweren Geschütze hat die Briten hiervor bewahrt. Den ursprünglichen Plan allgemeinen Vormarsches über den Oranje-Fluß oder von Betschuanaland aus haben die Republikaner vereitelt. „Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Armeen können im Verlauf eines Feldzuges kaum wieder gut gemacht werden.“ Als Whites Streitmacht durch Entsendung der Brigade Hale nach Dundee zersplittert und die Lage dieser Brigade verhängnißvoll geworden war — ein Verhängniß, dem sie nur durch die übergroße Vorsicht der Buren entging, die Hale entschlossen und mit allen Kräften an der Vereinigung mit White hätten hindern müssen —, mußte man doch glauben, daß hieraus die entsprechende Lehre würde gezogen werden. Doch in Estcourt gestattete man einer vorgeschobenen britischen Streitmacht, sich von Zouber isoliren zu lassen. Diese Bewegung Zoubers war eine gewaltsame Refognosirung gegen die zur Entsetzung Ladysmith's anrückenden Briten; sie konnte nach Lage der Dinge und nach den Erfahrungen der letzten Wochen aber auch die ständige Einschließung Estcourts beabsichtigen. Entsprechend dem Kriegszweck mußte jeder Offizier auf britischer Seite nur das eine Ziel im Auge haben, mitzuwirken, daß mit allen verfügbaren Truppen der allgemeine Vormarsch angetreten werden konnte. Also mußte das Detachement aus Estcourt

zurückfallen. Die Kriegsgeschichte wird sich mit diesen Offizieren, die den Krieg nicht als Wissenschaft, sondern als Sport auffassen, noch abfinden, sie wird aber auch anerkennen, wie die Republikaner, nach den modernsten Vehren mit getrennten Kommandos (deren Einheit die berittene Infanterie-Truppe von hundert Mann ist) eine weite Front bedeckend, marschirten und vereint die britischen Stellungen umschlossen. Das Resultat ist, daß Buller nach und nach jedes Theilchen der Streitmacht zu entfernen hat, mit der er zunächst Ladysmith frei machen und dann den Vormarsch zur Offensiv ansetzen will. Die zum Entschluß anrückende Kolonne ist in drei Theile getrennt, jeder einzelne Theil hinter Verschanzungen gezwungen und von der Basis abgeschnitten: Das ist kurz, was Joubert in diesem ersten Theile des Feldzuges gelungen ist. Die Ueberlegenheit der Buren, die sich hierdurch offenbart hat, ist die Folge ihrer großen Beweglichkeit und davon, daß sie requirirten, was natürlich billigeres Kriegsführen und weniger Bagage möglich macht. Bis hierher haben sich die Republikaner nur aus britischer Tasche verpflegt. Die Transport-schwierigkeiten für die Briten werden durch die Unzuverlässigkeit der eingeborenen Maulthiertreiber und die Unerfahrenheit der jungen Offiziere, die man in den Train verfehlt hat, nicht gerade erleichtert. Eine Ueberraschung — die Vorbedingung für Erfolg über die Buren ist — kann wegen der geringen Zahl der Kavallerie (in Natal nur ein Regiment) nur schwer und eine Ausnutzung etwa möglicher Erfolge aus dem gleichen Grunde nur unvollkommen gelingen. Der zweite Theil des Feldzuges naht heran; ob er durch Druck von Natal aus oder durch Lord Methuen vom Westen her eingeleitet wird, bleibt für den Ausgang gleichgültig. Wenn General Methuen Kimberley entsetzt haben sollte, hat er hinter sich eine Eisenbahnlinie von der Länge London—Wien, auf der sein gesammter Proviant herangebracht werden muß, zu schätzen. General Gatacre hat die Aufständischen in der Kapkolonie in Schach zu halten. Aus Alledem geht hervor, daß die Initiative der Republikaner den Briten ihre Entschlüsse diktiert hat. England muß noch fünfzigtausend Mann weitere Truppen sofort aushenden, — wenn nicht anders, Freiwillige aus den Kolonien. Es hat den Krieg mit ungenügenden Streitkräften begonnen, möge es den Fehler nicht bei der Durchführung des Krieges wiederholen! Geld darf jetzt keine Rolle mehr spielen. Nach Abzug der bei den rückwärtigen Verbindungen zu lassenden Truppen hat der Oberstkommandierende in Südafrika, Sir Redvers Buller, vierzigtausend Mann, davon fünftausend Berittene, mit einhundertundvierzehn Geschützen zur Verfügung. Die Pferdekrankheit Südafrikas wird die Beweglichkeit dieser Truppen sehr behindern, zumal sie im Dezember und Januar besonders heftig auftritt. Also muß auch eine bedeutende Reserve an Pferden noch beschafft werden. Der Uebergang über den Dransefluß — die Pontons der fünf Feldpionier-Kompagnien Bullers sind dem reißenden Strom nicht gewachsen — wird sich an Schwierigkeit wahrscheinlich mit der Alternative, durch den gefährlichen Nordwestwinkel Natal's zu dringen, messen können. Die Briten haben ferner nach Betreten des Hügellandes der Republikanern mit entschlossenen Verteidigern ihres Vaterlandes zu rechnen. Die Proviant-Depots der Buren, die in regelmäßigen Abständen nach drei Richtungen hin angelegt sind, können schon durch wenige hundert Mann bewacht werden. Wenn die Buren an ihrer Guerillataktik festhalten, die rückwärtigen Verbindungen des Gegners mit allen Mitteln schädigen, in die

Festungen von Praetoria und Johannesburg nur eine schwache Besatzung legen, zumal Praetoria im Süden des Landes liegt und seine Einnahme durch die Briten auf den Fortgang des Kampfes keinen Einfluß auszuüben braucht, und wenn sich ein Mann findet, der die im Verlaufe des Feldzuges immer mehr zu Soldaten werdenden Bürger der Republik mit fester Hand seinem Willen und seinen militärisch durchdachten Absichten unterordnen kann, so mag es den Republikanern gelingen, einen siebenjährigen Krieg zu führen, — vorausgesetzt, daß die Delagoa-Bai nicht britisch wird. Im Jahre 1776 begann ein siebenjähriger Krieg, in dem zwei britische Heere geschlagen und gefangen genommen wurden, das eine 1777 in Saratoga, das andere 1782 in Yorktown (Virginia). Die Amerikaner zählten damals etwa drei Millionen, die holländische Bevölkerung Südafrikas zählt 400 000 Köpfe. Die Amerikaner waren erfolgreich, weil sie für ihre Rechte und ihr Land kämpften und einige der bedeutendsten politischen Denker im englischen Parlament auf ihrer Seite hatten. Die Amerikaner wurden Rebellen mit dem gleichen entschlossenen Pflichtbewußtsein, wie es die Mannen Oliver Cromwell besaß. Die Frage, ob die Buren als kriegsführender Staat anzusehen sind, ist von den Briten selbst durch Fortnahme von Contrebande, die neutrale Schiffe für Transvaal nach der Delagoa-Bai bringen wollten, mit Ja beantwortet worden.

Die förmliche Mittheilung der britischen an die anderen Regierungen, daß zwischen Großbritannien und den Buren-Staaten seit dem ersten Oktober der Kriegszustand besteht, ist daher nur Formsache und schließt keineswegs ein, daß dadurch die Unabhängigkeit der Buren-Staaten von Großbritannien anerkannt wird. Der Kriegszustand wird zum Unterschied von einer Rebellion durch die Thatfachen bestimmt; wenn militärische Operationen auf breiter Basis ausgeführt werden und wenn ein bestimmtes Centrum der Autorität auf Seiten des Kriegführenden, dessen Unabhängigkeit bestritten wird, besteht, so wäre es nicht nur ungerecht, sondern auch in mancher Beziehung hinderlich, wenn die Bedingungen des Kriegszustandes nicht anerkannt würden. Thörichte Leute haben damals im englischen Parlament die amerikanischen Gegner Feiglinge genannt und ein schnelles Ende der Rebellion prophezeit. Genau so hat man heute von den Buren als von Feiglingen geredet, ohne zu bedenken, daß dadurch dem Prestige der britischen Soldaten sehr schlecht gedient wird. Die Amerikaner degenerirten im Verlauf des Krieges nicht, sondern erwarben sich hervorragende soldatische Eigenschaften, deren hauptsächlichste die Fähigkeit war, ohne Sold und auf Vorräthen angewiesen, zu kämpfen. Die Amerikaner waren Farmer, die alle Vorzüge und alle Nachteile einer Bürgerwehr besaßen, wie sie in den zwei südafrikanischen Republiken heute besteht. Die Farmer lehnten oft am Abend wichtiger Entscheidungen auf ihre Formen zurück. Washington hatte nur eine moralische Kontrolle über seine Soldaten. Es ist daher kein Wunder, daß er so wenige Siege erringen, sondern ein Wunder, daß er überhaupt solche erfochten hat. Der amerikanische Bürgerkrieg (1860 bis 1865) giebt gleichfalls ein vorbedeutendes Beispiel. Beim Beginn des Krieges glaubte Präsident Lincoln, die Südstaaten durch Mobilisirung von 75 000 Mann besiegen zu können, schließlich erwies sich jedoch die auf den Listen der Nordstaaten stehende Million Soldaten als eine nicht zu große Zahl gegen den beweglichen, thätigen Gegner, der, auf seine eigenen rückwärtigen Verbindungen sich stützend, in schwierigem Gelände operirte und von

entschlossenen Männern geführt wurde. Uebrigens hat der Krieg zwischen den Nord- und Südstaaten besonders in England ein ganz schiefes Urtheil über den Werth von Freiwilligen hervorgebracht. Weil die Freiwilligen am Ende des Krieges nach fünfjährigem Kampf wirkliche Soldaten geworden waren, vergißt man die furchtbaren Erfahrungen zu Beginn des Krieges und unterschätzt die Bedeutung regelrecht organisirter und ausgebildeter Heere.

Die Erfahrungen im Sudan und an der indischen Grenze haben im britischen Heere ein zu großes Vertrauen auf das Bajonnet gezeitigt. Wie oft hört man den Ausspruch: „Die Buren können nicht angreifen, weil sie kein Bajonnet besitzen.“ Dieses Fehlen des Bajonettes entspricht aber der modernen Thatsache, daß die Feuerüberlegenheit entscheidet. In der Novembernummer der „Neuen Militärischen Blätter“ beantwortet Generalleutnant Wegler Beschränkung des Bajonetirens im deutschen Heere; denn „für Einzelfälle darf die Allgemeinheit nicht erzogen werden“.

Noch ein Punkt möge gestreift werden: Nach London gelangen fortwährend Berichte, die den Korrespondenten von „Kaffir-runners“ mitgetheilt werden. Der Kaffer aber berichtet gegen Bezahlung Alles, was sein Opfer gern hört. Für zwei Schillinge erzählt er von tausend erschlagenen Buren mehr als für einen Schilling. Die Erzählungen vom Mißbrauch der weißen Flagge durch die Buren mögen auf diese Kaffern zurückzuführen sein. Sie lassen sich aber auch aus der Fectweise der Buren erklären, die in kleinen, selbstständigen Trupps operiren. Diese einzelnen Trupps, zwar den allgemeinen Befehlszweck verfolgend, aber doch wieder ihre eigene Aufgabe erfüllend, entscheiden, dieser Taktik entsprechend, auch selbstständig, ob sie die Kraft zu weiterem Ausharren haben oder ob sie sich erschüttert glauben, was meistens der Fall ist, wenn sie als abgeessene Schützen sechzend ihre Pferde verlieren. Wenn nun solch ein Trupp durch Verlust der Pferde hilflos geworden ist und, von den Nebentrupps getrennt, eine weiße Flagge zeigt, so ist es sehr leicht denkbar, daß die noch durchaus intakten Nebentrupps, die vielleicht durch eine Bodenerhebung getrennt sind, weiter feuern, ohne die Lage des erschütterten Trupps zu kennen. Die Korrespondenz, die über solche Vorgänge zwischen den Kommandanten der britischen und Buren-Streitkräfte gewechselt worden ist, zeigt, daß es sich thatsächlich meist um Mißverständnisse — und zwar auf beiden Seiten — gehandelt hat. General Sir R. Buller, der britische Oberbefehlshaber in Südafrika, hat die ihm hierüber vom General Zoubert gegebenen Aufklärungen für befriedigend erklärt.

Wenn es sich aber häufiger wiederholen sollte, daß die Buren auf weiße Flaggen der Briten feuern, so ist Das ein Beweis, daß kein Bardon gegeben werden soll; und daraus mag man auf den Charakter des weiteren Feldzuges schließen. Wegen Eines aber sollte der britische Soldat klar und energisch protestiren: daß die Jüngpresse den Gegner schlechter macht, als er ist. Noch vor etwas Anderem sollten die Briten sich im eigenen Interesse hüten: durch Entlassung des Ministeriums Schreiner und durch Loslassen der Basutos auf den von seinen Verteidigern entblöhten Oranje-Freistaat die Afrikaner der Kapkolonie zum allgemeinen Aufstand zu treiben! Den Eingeborenen gegenüber müssen die Weißen eine geschlossene Front bilden. Das war die heiligste These der südafrikanischen Kolonisten und muß es bleiben.

Welchen Einfluß der Krieg auf die britische Heeresorganisation haben wird, habe ich schon angedeutet. Wenn nach dem Kriege eine britische Besatzung von 25000 Mann in Südafrika bleiben muß, so ist damit und mit den 75000 Mann in Indien mehr als die Hälfte der regulären britischen Armee absorbiert. Eine elastischere und den Anforderungen des britischen Reiches entsprechendere Organisation könnte geschaffen werden, wenn die Regimenter in vier statt in zwei Bataillone getheilt würden. Davon müßten zwei im Auslande, zwei in der Heimath stehen und von den Heimathbataillonen eins stets zum Kriege bereit gehalten werden, während das andere die Rekruten ausbilden und die Ablösungen für die Auslandsbataillone liefern müßte. Dadurch wären 36 zu jeder Stunde kriegsbereite Bataillone geschaffen, der Rest könnte auf die Reservisten warten und würde für einen kleineren Krieg kaum gebraucht werden. Doch wehren sich die Stimmen, die für den Dienst in England eine allgemeine Wehrpflicht wie in der Schweiz fordern und nur für den Auslandsdienst das bisherige Werbesystem mit all seinen Mängeln beibehalten wollen.

London.

August Hornung.



In der „Zukunft“ vom zweiten Dezember bedeuten die Namen: Voiret, Côté d'Or, Ille et Vilaine auf Seite 382, Zeile zehn von oben, die drei Mobilgarderegimenter, die bei Champagne fochten, und sollten daher in Klammern stehen.



Die Weisheit des Sultans.

Die Märchenwunder von Tausendundeine Nacht sollen der Rüchternheit Europas von Neuem erblühen: der Sultan hat ein Trabe unterzeichnet, durch das der Anatolischen Bahngesellschaft die Konzession zum Weiterbau ihrer Linien von Koniah über Bagdad bis Bassora ertheilt wird, und der Deutsche Kaiser übersandte dem Pabischah ein warmes Glückwunschtelegramm, das die Weisheit des Sultans rühmt. In der That: die Weisheit des Sultans ist ohne Grenzen. Die verschiedensten Finanzmächte bewarben sich um seine Guld, — in einem Augenblick, in dem alle Völker und Länder vom Weh und Ach der Geldnoth wiederhallen. Man glaube nicht etwa, daß die Kassen der Pforte gefüllt wären; im Gegentheil: vergeblich harren die höheren und niederen Staatswürdenträger der Einlösung der Gehaltschulden, die seit Jahren aufgelaufen sind. Und doch braucht der Kranke Mann nur zu winken und England, Frankreich, Deutschland, Belgien sind sofort bereit, ihm Millionen in den Schoß zu werfen und ihn — zum wievielten Male? — aus seinen Finanznöthen zu befreien. Aber kein öffentlicher Wettbewerb wurde ausgeschrieben. Das hätte nicht gut gewirkt, — nein: die Konflurenzen arbeiteten im Stillen.

„Erfahrung macht Hoffnung“, pflegte Frau Nath Goethe zu sagen. So

wandte sich auch der Sultan an die Geldgeber, deren Leistungen ihn bisher am Meisten befriedigt hatten, und das Hänglein der Waage neigte sich — o Wonne! — zu Gunsten des deutschen Kapitals. Natürlich kann mit den Geldern für den Bau der Bagdad-Eisenbahn nicht der schlaffe türkische Staatsfädel gefüllt werden; die zweihundert Millionen Mark werden vielmehr lediglich dem Unternehmen

und ge-
ein paar
ger Kul-
Belegen-
im Juni
ng einer
ürkischen
tomane
den ge-
ehr zuge-
n an die
mbigung
betheil-
de Fer
S gleich
die den
standen,
auf der

selbst zu Gute kommen. Aber keine Weisheiten erhalten die Freundschafts-
wisse Provisionen werden sich nicht vermeiden lassen. Sollten schließlich
Millionen dafür zu verbuchen sein, so wäre doch immer noch ein wichtig-
turzweck damit gefördert worden. Auch giebt es in der Türkei immer
heit zu Gefälligkeiten, — Gefälligkeiten, die des Landes so der Brauch sind. Im
1898 war der Zar so unhöflich, die kaiserlich türkische Regierung an die Zahlung
Rate der rückständigen Kriegsschuldigung zu erinnern, und da die tur-
Kassen, wie gewöhnlich, nur Veres lehrten, sollte die Banque Impériale Ot-
wohl oder übel ein Darlehen von dreihunderttausend türkischen Pfund
währen. Aber die Bank hatte nicht den genügenden Patriotismus, um die
dachte Auszeichnung nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen, und wandte sich
Société du Chemin de Fer Ottoman d' Anatolie, die sich nach Verständ-
mit der Deutschen Bank mit fünfzigtausend Pfunden an dem Vorschuß
igte. Und da man einmal im Zuge war, gab die Société du Chemin
Ottoman d'Anatolie der türkischen Regierung am dritten Oktober 1898
noch zwanzigtausend Pfund mehr, um ihr die Begleichung der Forderungen,
Bahngesellschaften für Truppenbeförderung aus dem Jahre 1897 noch zu
zu erleichtern. Der Lohn für diese und andere Freundschaftsdienste ist, in
Weisheit des Sultans, die Koncession der Bagdadbahn.

ns und
Indien
Manu-
wandeln,
wieder-
t Zeiten
je Vor-
sch wirk-
direktor
nstanti-
winnen.
er sich
Vertrag
machen
en Vor-
Regreß-
t. Ein
vertrags-
n Bauf
tsfände,
n, und
um diese

Alldeutschland jubelt ob dieses Erfolges. Die Märkte Anatolie
Mesopotamiens öffnen sich dem deutschen Gewerbestreife, der Weg nach
steht offen, im Austausch der Rohprodukte werden deutsche Maschinen und
facturen Kleinasien in eine wirtschaftliche Provinz Deutschlands ver-
Bergnügungszüge werden den Berliner nach Bagdad führen, und trotzdem
holt dort die Pest wüthete, wird es doch erhebend sein, die Ruinen nach der
des Almansor und Darum al Raschid zu befragen. Aber die unumgängliche
aussetzung aller dieser Herrlichkeiten bleibt die Sicherheit, daß die Bahn au-
lich gebaut werde, . . . und damit hat es vorläufig noch gute Wege. Der Haupt-
der Deutschen Bank gürtet seine Lenden abermals zu einer Pilgerfahrt nach Ro-
nopol, um endlich vollständige Klarheit über die Absichten des Sultans zu ge-
Es bleibt immer noch fraglich, ob der Sultan den Vorvertrag, zu dem allein
durch seine Trabe verpflichtet hat, auch wirklich in einen endgiltigen
verwandeln, und besonders, von welchen Bedingungen er Das abhängig
wird. Schon ist für den Fall eines Scheiterns der Verhandlungen insofern
sorge getroffen, als der Gesellschaft der Anatolischen Bahnen keinerlei
ansprüche zustehen sollen, wenn die Konvention nicht zu Stande komm-
hatbes Jahr wird ins Land gehen, ehe überhaupt die Möglichkeit eines Ver-
abschlusses vorliegt. Die Anatolische Bahngesellschaft hat, von der Deutsche
namhaft unterstützt, vorerst eine Studienkommission nach Mesopotamien er-
um zu ermitteln, welche Orte für die Bahntrassierung in Frage kommen
um Land und Leute zu erforschen. Vor Ende April nächsten Jahres kar-

Kommission nicht nach Konstantinopel zurückgekehrt sein und inzwischen werden sich die verschiedensten Einflüsse geltend machen, um die Bevorzugung der Anatolischen Bahngesellschaft und der Deutschen Bank zu hintertreiben. Sollte Das aber auch nicht gelingen, so wird jedenfalls der Preis der Genehmigung immer höher steigen; und es wird eines sehr genauen Rechenegempels für die Deutsche Bank bedürfen, um zu ermitteln, ob sie bei dem Zweihundertmillionenprojekt schließlich ihre Rechnung finden kann. Vor Allem wird Rußland sich den Vissen, dessen es schon sicher zu sein glaubte, nicht ohne Widerstand wegschnappen lassen. Unser slavischer Nachbar hat aus seiner Abneigung gegen die Bagdadbahn nie ein Hehl gemacht und bisher verstanden, alle englischen Pläne einer Bahn von Nordsyrien und Palästina nach dem Persischen Meerbusen zu Fall zu bringen. In Rußland fürchtet man eben nicht nur eine schwere Schädigung des Getreideexportes, sondern auch den Verlust der Balkanmärkte. Außerdem verhandelt die Pforte aber auch mit Frankreich über eine Verlängerung der Bahnlinien Beirut-Damaskus bis zum Euphrat und den Anschluß an die Strecke Smyrna-Bagdad.

Selbst mit dem Bahnbau allein ist es nicht gethan. Ungeheure Summen müssen verwandt werden, um das Land, das man durch einen Schienenweg erschließen will, einer rationellen Bewirthschaftung zu gewinnen. Einen kleinen Vorgeschmack von den Aufgaben, die da zu lösen sind, geben die Aufwendungen, die die Anatolische Bahn im Gebiet ihrer alten Linien zu machen hat, um die Gegenden, durch die sie führt, produktions- und konsumtionsfähig zu erhalten. Das Wohl und Wehe der ganzen Bevölkerung hängt von dem Ausfall der Ernte ab, der manchmal so schlecht ist, daß den Bauern das Saatgut fehlt. Dann sieht sich die Bahnverwaltung genöthigt, als Helferin in der Noth aufzutreten und kostenlose Vertheilungen vorzunehmen, denn der Sultan ist viel zu weise, als daß er Vergleichen gern thäte. Auch wird er so weise sein, selbst das Wenige zu sparen, was seine Regierung bisher etwa zur Vinderung wirthschaftlicher Noth gethan hat, sobald er diese Last auf fremde Schultern abwälzen kann. So kommt es, daß in der Türkei eine Privatgesellschaft, die ihrer Bahn Rentabilität wünscht, nicht nur Stationen und Wärterhäuschen, sondern auch Anpflanzungen und Baumschulen anzulegen, die Bevölkerung mit Ackergeräth zu versorgen und die Leute aus ihrer Trägheit zu ernster Arbeit und zum Pflichtbewußtsein zu erziehen hat.

In Anatolien ist die Ackerbearbeitung und die ganze Art der Bodenbenutzung überhaupt äußerst primitiv und daher läßt auch die Viehhaltung viel zu wünschen übrig, obgleich gerade von hier aus die Versorgung der Hauptstadt mit Fleisch bewirkt werden könnte. Die Thiere sind fast das ganze Jahr hindurch ohne Pflege und suchen im Freien ihr tägliches Futter; nur in den strengsten Wintermonaten und, wenn Schnee liegt, werden sie in elenden Stallungen mit unvermishtem Strohhäcksel versehen. Dem schlechtesten Ernährungszustand der Thiere entsprechen natürlich ungenügende Leistungen: geringe Entfaltung von Zugkraft, der die Ausdauer fehlt, wenig Milch, Butter und Fleisch. Herr Scheiblich, der zur Hebung der Bodenkultur in Anatolien von der Bahngesellschaft bestellte Inspektor, wird schwerlich zu übertriebenem Pessimismus neigen: er erkennt diese Mißstände in vollem Umfang an. Ehe nicht eine bessere Ernährung gesichert wird, ist es nicht einmal möglich, die Zuchtigenschaften des Viehstandes genau zu beurtheilen, und hiernach lassen sich erst wieder die etwa weiter nöthigen Maßregeln: als Ein-

führung besserer Rassen oder einzelner Veredelungsthiere u. s. w. in Erwägung ziehen. Tritt man an das Kulturwerk in Kleinasien ernstlich heran, so muß man mit einer Kera langwieriger und kostspieliger Experimente und mit Ausgaben rechnen, die hinter den Summen des Bahnbaues nicht weit zurückbleiben werden. Ob private Unternehmen sich einen so großen Aufwand gestatten dürfen, ist aber zweifelhaft. Etwas Anderes ist es, wenn ein Reich wie Rußland gleichzeitig mit dem Bau der sibirischen Bahn Massen ansiedelt und die Angesiedelten auf eine möglichst hohe Wirthschaftstufe zu stellen sucht. Gerade Rußland mag uns aber lehren, was Unternehmungen solchen Stiles kosten: alle Voranschläge haben sich dort gegenüber den Ansprüchen, die die Ausführung mit sich brachte, als zwerghaft herausgestellt.

Unter diesen Umständen haben Bankwelt und Börse keinen besonderen Anlaß, sich zu erheben, ganz abgesehen davon, daß an die zehn Jahre vergehen können, bis die Bagdadbahn ihren ersten Zug wird ablassen können. Einstweilen haben die Deutsche Bank und die Geldinstitute, die ihr Gefolgschaft leisten werden, erhebliche Barausgaben zu machen, — und Das ist mit Rücksicht auf die Lage des Geldmarktes, der voraussichtlich für das ganze nächste Jahr die so wünschenswerthe Flüssigkeit vermissen lassen wird, nicht unbedenklich. Ob und wie weit englische und französische Syndikate, die sich von vorn herein mit dem deutschen Syndikat vereinigt hatten, diese Verbindung aufrecht erhalten werden, läßt sich noch nicht übersehen. Jedenfalls thut es uns nicht gerade angenehm ins Ohr, daß England bereits triumphirend verkündet, daß es die schwere Verantwortlichkeit für den Bau der Bagdadbahn nicht habe übernehmen müssen. Ob die Ausführung des Unternehmens unserer Eisenindustrie auf längere Zeit Beschäftigung geben wird, hängt davon ab, wie weit es sich empfehlen wird, Schienen und Loks, Waggonen und Lokomotiven überhaupt von deutschen Fabriken zu beziehen oder mit Rücksicht auf die Höhe der Transportkosten anderen Ländern, die den Verbrauchsstätten näher liegen, den Vorzug zu geben. Aber auch die Apparate für die Herstellung des Bahnkörpers und sonstigen Eisenbahnmateriales werden heute und in den nächsten Monaten noch nicht bedürftig. Es liegt also gar kein Grund vor, die Kurse von Bank- und Montanaktien mit Rücksicht auf diesen zukünftigen Bahnbau heranzufetzen. Was übrigens diesem Unternehmen einmal an Transporten zukommen wird, muß, so weit es sich nicht um lokale Verjogungen handelt, anderen Verkehrseinrichtungen genommen werden und unsere Bankwelt hat in verschiedenen Beziehungen ein Interesse daran, daß ihre Kapitalien nicht durch Ablenkung des Verkehrs vom Suezkanal entwerthet werden. An diesem Punkt setzen auch die englischen Rivalitäten ein. Vor Allem aber wird Rußland das Projekt des Grafen Kapnist, mit französischem Kapital eine russische Bahn mitten durch Mesopotamien zu legen, nicht so leicht ganz fallen lassen; betrachtet es doch die Türkei als ein Land, das nur der Annexion des Baren bedarf, um ganz glücklich zu werden. Vorläufig hat der Sultan danach weiter die Wahl und darum ist seine Weisheit zu preisen, — freilich nicht gerade im Sinne des Glückwunschtelegrammes Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Lynkeus.